

Eva Mozes Kor | Lisa Rojany Buccieri

Ich habe den Todesengel überlebt

cbj



Ein Mengele-Opfer erzählt

Eine der letzten Holocaust-Zeitzeuginnen erzählt ihre Geschichte.

Eva Mozes Kor ist zehn Jahre alt, als sie mit ihrer Familie nach Auschwitz verschleppt wird. Während die Eltern und zwei ältere Geschwister in den Gaskammern umkommen, geraten Eva und ihre Zwillingsschwester Miriam in die Hände des KZ-Arzt Mengele, der grausame medizinische Experimente an den Mädchen durchführt. Für Eva und ihre Schwester beginnt ein täglicher Überlebenskampf ...

Die wahre Geschichte einer Frau mit einem unbezwingbaren Überlebenswillen und dem Mut, die schlimmsten Taten zu vergeben.



© ISBN 978-3-570-40109-5 WG 2260



€ 6,99 [D]
€ 7,20 [A]

9 783570 401095 01

www.cbj-verlag.de



Fr 2.00

Fr 2.90

DIE AUTORINNEN



Eva Mozes Kor, geboren 1934, ist eine Überlebende des Holocaust und wurde zusammen mit ihrer Zwillingsschwester Miriam von Josef Mengele für Experimente in der Zwillingforschung missbraucht. Sie lebt heute in Terre Haute, Indiana, und ist eine international gefragte Referentin zu den Themen Holocaust, Menschenrechte und Ethik in der Medizin. Der Dokumentarfilm «Forgiving Dr. Mengele» erzählt von ihrem Schaffen.

Weitere Informationen zur Autorin sind unter www.candleholocaustmuseum.org zu finden.



Lisa Rojany Buccieri hat über 100 Kinderbücher verfasst, darunter mehrere Bestseller und preisgekrönte Werke. Sie arbeitet zudem als Lektorin und ist seit mehr als 20 Jahren in der Branche tätig. Lisa Rojany Buccieri lebt mit ihrer Familie in Los Angeles.

Weitere Informationen zur Autorin unter www.EditorialServicesofLA.com

Eva Mozes Kor und
Lisa Rojany Buccieri

Ich habe den Todesengel überlebt

Ein Mengele-Opfer erzählt

Aus dem Amerikanischen von Barbara Küper

ist der Kinder- und Jugendbuchverlag in der Verlagsgruppe
Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra* für dieses
Buch liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

5. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Februar 2012

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform © 2009

by Eva Mozes Kor and Lisa Rojany Buccieri

Das Buch wurde 2009 unter dem Titel «[Surviving the Angel of Death. The Story of a Mengele Twin in Auschwitz](#)»
bei Tanglewood Publishing veröffentlicht.

© 2012 cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten Übersetzung: Barbara Küper

Karte: © Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

Herstellung: cb

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Ger-
mering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

ISBN 978-3-570-40109-5

Printed in Germany

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

www.cbj-verlag.de

Dieses Buch ist dem Gedenken an meine Mutter gewidmet, Jaffa Mozes, an meinen Vater Alexander Mozes, meine Schwestern Edit und Aliz und meine Zwillingsschwester Miriam Mozes Zeiger. Ich widme dieses Buch auch den Kindern, die das Lager überlebt haben, und allen Kindern auf der Welt; die Vernachlässigung und Miss-handlung überlebt haben: Ich möchte würdigen, wie sie um die Überwindung ihres Traumas kämpfen, nachdem sie ihre Kindheit, ihre Familien und das Gefühl, zu einer Familie zu gehören, verloren haben. Schliesslich ist dieses Buch auch meinem Sohn, Alex Kor, und meiner Tochter, Rina Kor, gewidmet, die meine Freude, mein Stolz und meine Herausforderung sind.

EMK

Für Olivia, Chloe und Genevieve: der Grund für alles.
Und für meine Schwester Amanda, die mir das Leben gerettet hat.

LRB

Prolog

Die Waggontüren wurden zum ersten Mal seit vielen Tagen vollständig aufgerissen, das Tageslicht fiel wie ein Segen auf uns. Dutzende von Juden waren in diesen winzigen Viehwaggon gepfercht worden, der durch die Landschaft ratterte und uns immer weiter von unserer rumänischen Heimat fortbrachte. Verzweifelt drängten die Menschen nach draussen.

Ich hielt mich an der Hand meiner Zwillingschwester fest, während wir auf die Rampe geschubst wurden, und wusste nicht, ob ich mich über unser Freikommen freuen oder vor dem Bevorstehenden fürchten sollte. Die frühe Morgenluft war eisig, ein kalter Wind biss durch den dünnen Stoff unserer exakt gleich geschneiderten weinroten Kleider hindurch in unsere blossen Beine.

Ich wusste sofort, dass es sehr früh am Morgen war, die Sonne war noch kaum über den Horizont gestiegen. Wo-

hin ich auch sah, standen hohe, spitze Stacheldrahtzäune. Hoch aufragende Wachtürme, aus denen SS-Männer lehnten und mit ihren Gewehren auf uns zielten. Wachhunde, die von anderen SS-Soldaten geführt wurden, zerrten an ihren Leinen, bellten und knurrten wie jener tollwütige Hund, den ich einmal auf dem Hof gesehen hatte, mit Schaum vor dem Mund und blitzend weissen scharfen Zähnen. Ich fühlte mein Herz hämmern. Die Hand meiner Schwester presste sich verschwitzt und warm an meine. Meine Eltern und unsere beiden grossen Schwestern Edit und Aliz standen direkt neben uns, und ich hörte, wie meine Mutter meinem Vater laut zuflüsterte:

«Auschwitz? Das ist Auschwitz? Was für ein Ort ist das? Das ist doch nicht in Ungarn?»

«Wir sind im Deutschen Reich», bekam sie zur Antwort.

Wir hatten die Grenze zum deutschen Territorium überschritten. Tatsächlich waren wir in Polen, aber die Deutschen hatten Polen besetzt. Im deutschen Polen befanden sich die Konzentrationslager. Man hatte uns nicht zum Arbeiten in ein ungarisches Arbeitslager gebracht, sondern zum Sterben in ein Konzentrationslager der Nazis. Bevor wir Zeit hatten, mit dieser Neuigkeit fertig zu werden, merkte ich, wie ich an den Schultern zur einen Seite der Rampe geschoben wurde.

«*Schnell! Schnell!*» Die SS-Wachen beorderten die verbleibenden Gefangenen aus dem Viehwaggon auf die grosse Rampe.

Miriam drängte sich noch dichter an mich, während wir herumdirigiert wurden. Das schwache Tageslicht wurde verdeckt und dann wieder sichtbar, weil grössere Leute zuerst neben uns gepfercht und dann von den Wachen zur einen oder anderen Seite verfrachtet wurden. Es sah so aus, als würden sie einige von uns Gefangenen für eine Sache und einige für eine andere auswählen. Aber für was?

Unterdessen wurde es um uns herum immer lauter. Die NS-Wachen packten weitere Leute und zerrten sie nach rechts oder links auf die Selektionsrampe. Hunde knurrten und bellten. Die Menschen aus dem Viehwaggon fingen an zu weinen, zu rufen und zu schreien, alles gleichzeitig; jeder suchte nach Familienmitgliedern, da alle auseinandergerissen wurden. Männer wurden von Frauen getrennt, Kinder von Eltern. Der Morgen explodierte in ein einziges Chaos. Um uns bewegte sich alles immer schneller. Es war ein Tollhaus.

«*Zwillinge! Zwillinge!*» Unmittelbar darauf blieb ein Wachmann, der gerade vorbeigeeilt war, vor uns stehen. Er musterte Miriam und mich in unseren gleichen Kleidern.

«Sind das Zwillinge?», fragte er Mama.

Sie zögerte. «Ist das gut?»

«Ja», sagte der Wachmann.

«Sie sind Zwillinge», antwortete Mama.

Ohne ein Wort packte er Miriam und mich und riss uns fort von Mama.

«Nein!»

«Mama! Mama! Nein!»

Miriam und ich schrien und weinten, reckten die Hände nach unserer Mutter, die ebenfalls mit ausgestreckten Armen darum kämpfte, uns zu folgen, aber von einem Wachmann festgehalten wurde. Er schleuderte sie roh zur anderen Seite der Rampe.

Wir brüllten.

Wir weinten.

Wir flehten, unsere Stimmen verloren inmitten von Chaos, Lärm und Verzweiflung.

Doch wie sehr wir auch weinten, wie laut wir schrien, es änderte nichts. Wegen jener gleich geschneiderten weinroten Kleider, weil wir als eineiige Zwillinge so leicht in der Menge schmutziger, erschöpfter jüdischer Gefangener auszumachen waren, hatte man Miriam und mich herausgepickt. Bald würden wir Josef Mengele Auge in Auge gegenüberstehen, dem NS-Arzt, der als «Todesengel» bekannt war. Er war es, der selektierte, wer auf der Rampe leben oder sterben sollte. Aber das wussten

wir noch nicht. Wir wussten nur, dass wir urplötzlich allein waren. Wir waren erst zehn Jahre alt.

Und wir sahen Papa, Mama, Edit und Aliz nie wieder.

Erstes Kapitel

Miriam und ich waren eineiige Zwillinge, die jüngsten von vier Geschwistern. Hörte man meine älteren Schwestern neidvoll die Geschichte unserer Geburt erzählen, so wusste man sofort, dass wir beiden die Lieblinge der Familie waren. Was ist süßer, was niedlicher als eineiige Zwillingmädchen?

Wir kamen am 31. Januar 1934 zur Welt, in dem kleinen Ort Portz im rumänischen Siebenbürgen, nahe der Grenze zu Ungarn. Seit unserer frühesten Kindheit liebte es unsere Mutter, uns mit identischen Kleidern auszustatten und riesige Schleifen in unsere Haare zu binden, damit die Leute sofort erkennen konnten, dass wir kleinen Leute Zwillinge waren. Sie setzte uns sogar zu Hause auf den Fenstersims; Passanten hielten uns dann für kostbare Puppen, nicht für lebendige Menschen.

Wir glichen einander so sehr, dass sie uns mit Kennzeichnungen versehen musste, um uns auseinanderzuhl-

ten. Tanten, Onkel, Cousins oder Cousinen, die unseren Bauernhof besuchten, spielten gerne Ratespiele mit uns, sie versuchten herauszufinden, wer von uns wer war. «Welche von euch ist Miriam? Welche ist Eva?», rätselte ein verwirrter Onkel augenzwinkernd. Meine Mutter lächelte, voller Stolz über ihre perfekten Püppchen, und unsere beiden älteren Schwestern stöhnten wahrscheinlich. Übrigens rieten die meisten Leute falsch.

Als wir älter wurden und zur Schule gingen, nutzten wir unsere Eigenschaft als Zwillinge, um andere hinteres Licht zu führen, was für uns ein Riesenspass war. Und wir machten uns, wann immer wir konnten, zunutze, dass wir etwas so Kostbares und Einzigartiges waren.

Obwohl Papa streng war und uns und unsere Mutter an die Gefahren übertriebener Eitelkeit erinnerte – er hob hervor, dass selbst die Bibel davor warnte –, legte Mama besonderen Wert auf unser Äusseres. Sie liess eigens für uns Kleider schneiden, so wie es heute die Reichen bei Modedesignern machen lassen. Sie bestellte Stoffe in der Stadt, und wenn sie eintrafen, nahm sie Miriam und mich und unsere beiden älteren Schwestern, Edit und Aliz, ins benachbarte Dorf Szeplak zu einer Schneiderin mit. In deren Haus durften wir Mädchen sehnsuchtsvoll Magazine studieren, in denen Models, nach der neuesten Mode ge-

kleidet, abgebildet waren. Doch war es unsere Mutter, welche die letzte Entscheidung bezüglich Schnitt und Farbe unserer Kleider traf; zu jener Zeit trugen Mädchen ja nur Kleider, nie Hosen oder Latzhosen wie die Jungen. Und immer wählte unsere Mutter weinrot, hellblau und rosa für uns. Nachdem die Schneiderin an uns Mass genommen hatte, vereinbarten wir einen Termin zur Anprobe, und wenn wir dann wieder kamen, waren die Kleider für uns fertig zum Anziehen. Der Schnitt und die Farbe beider Kleider war stets genau gleich, zwei Teile, die ein perfekt übereinstimmendes Paar ergaben.

Mochten andere Leute sich auch von unserem Aussehen als eineiige Zwillinge verwirren lassen, unser Vater konnte Miriam und mich aufgrund unserer Persönlichkeit auseinanderhalten. An der Art, wie ich mich bewegte, einer Geste, die ich machte, oder sobald ich den Mund zum Reden öffnete, war ihm klar, wer ich war. Obwohl meine Schwester als Erste auf die Welt gekommen war, war ich die Anführerin. Ich nahm auch kein Blatt vor den Mund. Und jedes Mal, wenn wir Papa um etwas bitten mussten, schickte meine älteste Schwester Edit mich vor.

Mein Vater, ein strenggläubiger Jude, hatte immer einen Jungen gewollt, denn damals konnte nur ein Sohn am öffentlichen Gottesdienst teilnehmen und das *Kaddisch*, das jüdische Totengebet, sprechen, wenn ein Mensch ge-

storben war. Papa aber hatte keinen Sohn, nur meine Schwestern und mich. Da ich die jüngere der beiden Zwillinge und sein letztes Kind war, schaute er mich oft an und sagte: «Du hättest ein Junge werden sollen.» Ich glaube, er wollte damit sagen, ich sei seine letzte Chance gewesen, einen Jungen zu bekommen. Mein Charakter untermauerte das unmittelbar: Ich war stark und mutig und sagte meine Meinung recht deutlich – genau, wie er sich wohl einen Sohn vorgestellt haben mag.

Während mich diese stärkere Persönlichkeit von den anderen abhob, hatte sie auch ihre Schattenseiten. Ich hatte das Gefühl, dass mein Vater alles an mir verkehrt fand; nichts, was ich tat, schien ihm zu gefallen. So manches Mal stritten und debattierten wir, wobei auch ich nicht bereit war nachzugeben. Für mich reichte es nicht als Antwort, dass mein Vater recht hatte, nur weil er ein Mann und mein Vater und der Vorstand des Haushalts war. Wir schienen also nie einer Meinung zu sein, Papa und ich.

Ich erhielt eindeutig mehr Aufmerksamkeit von ihm als Miriam oder meine anderen Schwestern, doch war es nicht immer die Art von Aufmerksamkeit, die ich mir gewünscht hätte. Ich hatte nie gelernt, die Wahrheit mit harmlosen kleinen Lügen zu umgehen, deshalb war ich ständig in Schwierigkeiten. Ich erinnere mich, wie ich

manchmal auf Zehenspitzen im Haus umherschlich, um meinem Vater aus dem Weg zu gehen, weil er mich und mein vorlautes Mundwerk zweifellos oft satthatte.

Rückblickend allerdings wird mir bewusst, dass meine Streitigkeiten mit Papa mich abhärteten, mich noch stärker machten. Ich lernte, Autoritäten ein Schnippchen zu schlagen. Diese Kämpfe mit meinem Vater bereiteten mich, ohne dass ich es wusste, auf das Kommende vor.

Meine Mutter war ganz anders als mein Vater. Sie war recht gebildet für eine Frau in der damaligen Zeit, denn nicht alle Mädchen durften ja zur Schule gehen. Insbesondere unter gläubigen Juden erwartete man zu jener Zeit von den Mädchen und Frauen meist, dass sie sich um Heim und Familie kümmerten, während Bildung und Studium den Jungen vorbehalten waren. Und während meine Mutter dafür sorgte, dass wir lesen, schreiben und rechnen lernten und uns Geschichtswissen und Sprachen aneigneten, lehrte sie uns doch gleichzeitig, uns auch um andere in unserer Gemeinde zu kümmern.

Wir waren die einzige jüdische Familie in Portz, unserem Dorf, und pflegten mit allen freundlichen Umgang. Meine Mutter erfuhr alle lokalen Neuigkeiten, und häufig half sie unseren Nachbarn, vor allem schwangeren jungen

Frauen, wenn sie in Not waren. Sie brachte ihnen Nudeln oder Kuchen, half ihnen im Haushalt, wenn sie krank waren, gab ihnen Ratschläge zur Kindererziehung und las ihnen Unterweisungen oder Briefe von anderen Familienmitgliedern vor. Mich und meine Schwestern lehrte sie, ihrem Beispiel zu folgen und den weniger Wohlhabenden unsere Hilfe anzubieten, insbesondere da es uns besser ging als vielen anderen Leuten in unserem kleinen Bauerndorf.

Dennoch verbreitete sich schon fast seit unserer Geburt Antisemitismus in Rumänien, unserem Land. Das bedeutete, dass die meisten Menschen um uns herum keine Juden mochten, ganz einfach weil sie Juden waren. Wir Kinder waren uns des Antisemitismus nie bewusst, bis 1940, als die ungarische Armee kam.

Einmal erzählte uns mein Vater von einem antisemitischen Vorfall, etwas, das ihm selbst 1935 zugestossen war, als Miriam und ich gerade ein Jahr alt waren. In jenem Jahr schürte die Eiserne Garde – eine gewaltbereite, antisemitische Partei, die die dörflichen Amtsstuben, die Polizei und die Zeitungen kontrollierte – Hass gegen Juden, indem sie unwahre Geschichten über deren Verderbtheit erfand, wonach sie, die Juden, andere zu betrügen trachteten und nach der Weltherrschaft strebten. Mein Vater und sein Bruder Aaron wurden von der rumänischen Eisernen Garde ins Gefängnis geworfen unter Anklage,

Steuern hinterzogen zu haben. Dabei war dies eine reine Lüge; sie hatten stets ihre Steuern bezahlt. Sie wurden nur deshalb herausgegriffen und eingesperrt, weil sie Juden waren.

Papa erzählte uns, dass er und Aaron, als sie aus dem Gefängnis kamen, nach Palästina zu reisen beschlossen – sie wollten sehen, ob sie sich dort eine Existenz aufbauen konnten. Palästina war einst eine Landfläche im Mittleren Osten gewesen, auf der die Juden vor ihrer Vertreibung zur Zeit des Römischen Reichs lebten; vor allem in Zeiten der Verfolgung wurde Palästina stets von vielen Juden als Heimat betrachtet. Ein Teil der Landfläche war zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts für jüdische Einwanderer reserviert worden, und 1948 wurde dort schliesslich der unabhängige Staat Israel gegründet.

Mein Vater und Onkel Aaron blieben ein paar Monate in Palästina und kamen dann nach Rumänien zurück. Nach ihrer Heimkehr verkauften Onkel Aaron und seine Frau ihre gesamten Ländereien und Habseligkeiten und planten ihre Auswanderung oder ihren Wegzug.

Papa drängte Mama, ebenfalls das Land zu verlassen und sich in Palästina anzusiedeln. «Es ist gut dort», sagte er. «Das Land ist warm. Es gibt jede Menge Arbeitsstellen.»

«Nein», protestierte sie. «Mit vier kleinen Kindern kann ich nicht umziehen.»

«Wir müssen jetzt fort, bevor es hier für uns schlimmer wird», drängte mein Vater, der in Sorge war wegen der Nachrichten, die er über zunehmende Judenverfolgung im gesamten Land und in Europa hörte.

«Was soll ich dort? Wie würden wir uns zurechtfinden? Ich habe keine Lust, in der Wüste zu leben», sagte meine Mutter. Und wie Mütter manchmal sind, sprach sie ein Machtwort und weigerte sich zu gehen. Ich habe mich oft gefragt, wie unser Leben verlaufen wäre, hätte sie eingelenkt.

In unserem kleinen rumänischen Dorf lebten wir in einem freundlichen Haus auf einem weitläufigen Gehöft. Wir hatten mehrere hundert Hektar Felder mit Weizen, Mais, Bohnen und Kartoffeln. Wir hatten Kühe und Schafe, von denen wir Käse und Milch gewannen. Wir hatten einen grossen Weinberg und produzierten Wein. Wir hatten hektarweise Obstgärten, die uns Äpfel, Pflaumen und Pfirsiche schenkten und saftige Kirschen in dreierlei Farben: rot, schwarz und weiss. Im Sommer verwandelten sich diese Kirschen für uns in wunderschöne Ohrringe, mit denen wir so taten, als seien wir schick herausgeputzte Damen. Mama liebte auch ihren Blumengarten vor dem Haus und ihren Gemüsegarten dahinter, dazu ihre Kühe, Hühner und Gänse.

Was ihr aber am meisten zu schaffen machte, war der Gedanke, ihre Mutter zurückzulassen. Wir Kinder liebten es, Grossmutter und Grossvater Hersh zu besuchen. Und meine Mutter fühlte sich als einzige Tochter dafür verantwortlich, sich um Grossmutter Hersh zu kümmern, die nicht bei bester Gesundheit war und oft Mamas Hilfe brauchte.

«Abgesehen davon sind wir hier sicher», sagte meine Mutter. Sie glaubte wirklich, die Gerüchte, Juden würden von den Deutschen und ihrem neuen Staatsoberhaupt Adolf Hitler verfolgt, seien eben nur dies: Gerüchte. Sie sah keine Notwendigkeit, nach Palästina oder Amerika zu fliehen, Orte der Sicherheit für jüdische Menschen wie uns. Also blieben wir in Portz.

Portz, ein überwiegend christliches Dorf mit einhundert Familien, hatte einen Pfarrer. Die Tochter des Pfarrers, Luci, war unsere beste Freundin; sowohl Miriam als auch ich liebten es, mit ihr zu spielen. Im Sommer kletterten wir in die Bäume des Obstgartens, lasen Geschichten und führten Stücke in einem kleinen Theater auf, das wir errichteten, indem wir ein Betttuch zwischen zwei Bäumen aufspannten. Im Winter halfen wir Luci sogar, ihren Weihnachtsbaum zu schmücken – das verschwiegen wir unserem Vater, denn er wäre nicht damit einverstanden gewesen.

Obwohl hier und dort Gerüchte über die Deportation von Juden in Arbeitslager zu kursieren begannen, glaubte Mama weiterhin nicht, dass wir in Gefahr seien. Selbst als wir von den neuen Gettos erfuhren, jenen eingegrenzten Bezirken in europäischen Städten, in denen Juden in Elend und Armut zu leben gezwungen wurden, damit man sie vollständig unter Kontrolle hatte, glaubten wir nicht, ernstlich gefährdet zu sein. Und selbst als die Juden aller Besitztümer und aller Freiheiten beraubt, in Arbeitslager verschickt und wie Sklaven zu unbezahlter Arbeit getrieben wurden, hielten wir es nicht für möglich, dass uns das passieren könnte. Wir hätten niemals geglaubt, dass man in unser winziges Dorf kommen würde.

Eine meiner frühen Erinnerungen ist die an die Männer eines jüdischen Arbeitslagers aus Budapest, die unser Dorf durchquerten. Die ungarische Regierung holte diese Sklavenarbeiter aus dem Lager, um sie an der Eisenbahnstrecke arbeiten zu lassen; nachdem die Arbeit beendet war, wurden die Männer ins Lager zurückgebracht. Solange sie an der Strecke arbeiteten, hatten sie nachts keine Bleibe, darum liess mein Vater sie alle in unserer Scheune schlafen. Manchmal kamen ihre Frauen zu Besuch und hielten sich bei uns im Haus auf. Im Gegenzug brachten uns die Frauen eine Menge Spielzeug aus der Stadt mit und, wichtiger noch, sehr viele Bücher. Wir Kinder verlo-

ren uns stundenlang in den Welten dieser Bücher. Ich schaffte ein Buch pro Tag, und diesen Frauen ist es zu verdanken, dass ich in jungen Jahren eine Liebe zum Lesen entwickelte.

Wie ich, allerdings erst später, auf Grund meiner Lektüre begriff, war Adolf Hitler als Parteivorsitzender der NSDAP, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, 1933 im Deutschen Reich an die Macht gekommen. Der Hass Hitlers auf die Juden war ebenso gross wie jener der rumänischen Eisernen Garde, und die Anführer der antisemitischen und rassistischen Parteien verbündeten sich, schlossen sich zusammen in ihrem Hass und ihren Plänen, ganz Europa zu beherrschen. Dann begann im September 1939 der Zweite Weltkrieg mit dem Einmarsch nationalsozialistischer deutscher Truppen nach Polen. Die Ungarn unter der Führung von Miklós Horthy setzten ihre Hoffnungen ebenfalls auf Hitler und wurden seine Verbündeten. All dies geschah um uns herum, aber immer noch so weit entfernt, dass nur Papa sich Sorgen um unsere Sicherheit machte.

Im Sommer 1940 jedoch, als Miriam und ich sechs Jahre alt waren, änderte sich die Lage. Hitler gestand den nördlichen Teil des rumänischen Siebenbürgens Ungarn zu. Zu jener Zeit war die Bevölkerung Siebenbürgens – der weitläufigeren Region um unser Dorf herum – halb

ungarisch, halb rumänisch. In unserem Dorf aber waren nur Rumänen. Gerüchte begannen sich zu verbreiten, dass die ungarische Armee Juden und Rumänen töten und unser Dorf in Brand stecken werde. Selbst als sechsjähriges Kind wusste ich nun, dass wir in Gefahr waren.

Miriam, die Stillere von uns beiden, spürte meine Angst, muss sie mir am Gesicht und an der Körpersprache abgelesen haben. Doch sie klagte nie; es entsprach nicht ihrem Wesen.

Eines Tages marschierten ungarische Soldaten in unser Dorf ein, und der befehlshabende Offizier fuhr in einem langen, schwarz glänzenden Wagen vor den Truppen her. Es war eindrucksvoll, und so war es auch beabsichtigt. Wir Dorfbewohner sollten merken: Jetzt waren die Militärs an der Macht, und entsprechend sollten wir sie willkommen heißen! Wir hörten die Soldaten singen: «Wir sind die Soldaten von Horthy, die schönsten Soldaten der Welt.»

In dieser Nacht erlaubten meine Eltern den Soldaten, ihr Lager auf unserem Hof platz aufzuschlagen; der befehlshabende Offizier schlief in unserem Gästezimmer. Mama behandelte die Offiziere wie Gäste: Sie buk ihre beste Torte und lud die Offiziere ein, mit unserer Familie zu Abend zu essen. Ich erinnere mich, dass viel über gutes Essen gesprochen wurde, und Miriam und ich fanden es

aufregend, zusammen mit diesen wichtigen Männern in Uniform am Tisch zu sitzen. Es war ein angenehmer Abend, die Offiziere lobten Mamas Koch- und Backkünste. Bevor sie schlafen gingen, küssten sie ihr zum Dank die Hand, eine typische Höflichkeitsbezeugung der damaligen Zeit. Am nächsten Morgen brachen sie frühzeitig auf, und unsere Eltern schienen beruhigt.

«Seht ihr?», sagte Mama. «Es ist nichts dran an dem Gerede, dass sie die Juden umbringen. Sie sind echte Ehrenmänner.»

«Warum erzählen die Leute solche Geschichten?», fragte Papa, ohne eine Antwort zu erwarten, geschweige denn Einwände von meiner Mutter oder sonst jemandem in der Familie. «Du hast recht. Die Nazis werden nie in ein kleines Dorf wie unseres kommen», schloss er. Das betrachteten wir hiermit als Tatsache. Papa hatte es gesagt.

Trotzdem verfolgten meine Eltern spät in der Nacht hinter verschlossenen Türen Rundfunksendungen mit einem batteriebetriebenen Radio. Sie sprachen Jiddisch miteinander, wenn sie über die Nachrichten diskutierten, eine Sprache, die keines von uns Mädchen verstand. Was hörten sie da, dass sie so ein Geheimnis daraus machten? Dass sie es vor uns Mädchen zu verbergen suchten?

Ich drückte mein Ohr an die Tür und horchte. Ich versuchte zu verstehen, was vor sich ging. «Wer ist Hitler?», fragte ich, als meine Eltern herauskamen.

Mama wehrte unsere Fragen mit heiteren Versicherungen ab: «Ihr braucht euch überhaupt keine Sorgen zu machen. Alles wird gut.» Doch wir hatten einzelne Radiosendungen mit angehört, in denen Hitler brüllte, er werde alle Juden ausrotten. Als wären wir Ungeziefer! Wir *spürten*, dass wir in Schwierigkeiten waren, egal wie sehr unsere Eltern uns vom Gegenteil zu überzeugen versuchten. Und wegen der elterlichen Heimlichtuerei wurde sogar Miriam beklommen zumute. Wir waren ständig in Sorge, selbst als Kinder. Da war ein Unbehagen über das Unausgesprochene, das nicht Erörterte.

In jenem Herbst 1940 kamen Miriam und ich in die Schule. Anders als in heutigen Grundschulen sassen in unserem Schulhaus Kinder von der ersten bis zur vierten Klasse in einem Raum. Miriam und ich waren die einzigen Jüdinnen. Wir waren auch die einzigen Zwillinge. Jeden Tag zogen wir aufeinander abgestimmte Kleidung zur Schule an und trugen gleichfarbige Schleifen am Ende unserer langen Zöpfe. Wie zuvor unsere Familie hatten nun unsere Klassenkameraden ihren Spass daran, zu erraten, wer von uns welcher Zwilling war.

Wir stellten im Übrigen fest, dass wir zwei neue ungarische Lehrerinnen an der Schule hatten, die von den Nationalsozialisten aus der Stadt geholt worden waren. Zu meiner Überraschung brachten sie Bücher mit, die Verunglimpfungen von Juden enthielten. Die Bücher zeigten auch Karikaturen, in denen Juden als Witzfiguren mit grossen Nasen und dicken Bäuchen dargestellt waren. Und, Wunder über Wunder, wir sahen zum ersten Mal «laufende Bilder», die an die Wand projiziert wurden – so nannten wir die frühen Filme, weil wir noch nicht wussten, was ein Film ist. Ich erinnere mich genau, dass wir den Kurzfilm «Wie man Juden fängt und tötet» sahen. Solche Filme, vergleichbar in etwa mit heutiger Werbung, jedoch mit hassereffüllter Propaganda zum Inhalt, wurden vor den Hauptfilmen in städtischen Kinos gezeigt. Man stelle sich vor, man sähe eine Anleitung zum Mord an Juden direkt vor einem animierten Trickfilm!

Der Hassfilm und die Lektüre der rassistischen Bücher stachelten die anderen Schüler auf. Unsere Freunde und andere Kinder, die einmal Freunde gewesen waren, fingen an, Miriam und mir Schimpfworte wie «dreckige, stinkende Juden» zuzurufen. Ihre Beschimpfungen machten mich total wütend. Wer waren sie denn, dass sie uns dreckig nennen durften? Ich war genauso sauber, wenn nicht

sauberer als sie alle, das wusste ich! Kinder begannen, uns zu bespucken und bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verprügeln. Eines Tages fand sich in unserem Mathematikbuch die folgende Aufgabe: «Wenn du fünf Juden hast und drei tötest, wie viele Juden sind dann übrig?»

Voller Bestürzung und Angst rannten Miriam und ich weinend nach Hause. Unsere Kleider waren völlig verschmutzt, weil man uns wieder einmal in den Dreck geschubst hatte, unsere staubigen Gesichter waren tränenüberströmt. «Kinder, es tut mir ja so leid», sagte Mama, indem sie uns umarmte und küsste, «aber wir können nichts tun. Habt keine Angst. Seid einfach brave Mädchen. Sprecht eure Gebete, erfüllt eure Aufgaben auf dem Hof und übt weiter Lesen.»

Eines Tages, es war im Jahr 1941, spielten ein paar Jungen der Lehrerin einen Streich, während sie uns den Rücken zuwandte. Sie legten ihr Vogelei auf den Stuhl. Die ganze Klasse wusste Bescheid, aber niemand sagte ein Wort. Wir alle hielten den Atem an, als die Lehrerin sich umdrehte und hinsetzte. Natürlich zerbrachen die Eier im selben Moment, als ihr Gesäss auf dem Stuhl landete, und besudelten ihr neues Kleid.

«Das waren die dreckigen Jüdinnen», verkündete einer der Jungen aus unserer Klasse ganz sachlich.

«Wart ihr das?», fragte die Lehrerin und schaute Miriam und mich an. «Nein, Fräulein Lehrerin, nein!»

Wir waren entsetzt. Wir hatten uns noch nie so danebenbenommen, nie einem Lehrer Streiche gespielt. Was für endlose Vorhaltungen hätten wir von unseren Eltern bekommen, hätten wir so etwas gewagt! Und wir gingen ja gern zur Schule und lernten gern.

Und dann geschah es. «Doch, sie waren es!», kreischten die anderen Kinder. «Sie waren es! Wir haben es gesehen!» Es war, als hätten sie alle zuvor hinter unserem Rücken eine geheime Absprache getroffen, und dies war das Ergebnis.

Miriam und ich protestierten, aber es war zwecklos. Wir waren Jüdinnen, und wir waren schuldig.

Ohne weitere Fragen zu stellen, zitierte uns die Lehrerin nach vorn vor die Klasse, damit wir unsere Strafe erhielten. Sie warf getrocknete Maiskörner auf den Boden, zeigte auf uns und befahl: «Auf die Knie!» Eine Stunde lang liess sie uns auf diesen Maiskörnern vor der Klasse knien. Die harten Körner bohrten sich in unsere nackten Knie. Aber das war es nicht, was uns am meisten verletzte. Am schlimmsten war tatsächlich, wie unsere Klassenkameraden sich über uns lustig machten, uns anzüglich angrinsten, hässliche, feixende Grimassen schnitten. Miriam und ich waren ebenso schockiert wie verletzt.

Als wir nach Hause kamen und unserer Mutter alles erzählten, sagte sie unter Tränen und Umarmungen:

«Ach, Kinder, es tut mir so leid. Wir sind Juden und wir müssen das einfach hinnehmen. Wir können nichts tun.» Ihre Worte erbosten mich mehr als die Bestrafung durch die Lehrerin. Am liebsten hätte ich selbst jemanden verprügelt, etwas Hartes wie diese Körner zu Pulver zerschlagen. Wie konnten Mamas Worte richtig sein?

Als Papa am Ende des Tages von der Feldarbeit kam und hörte, was uns passiert war, lautete seine Einstellung dazu wie die von Mama. «Seit zweitausend Jahren glauben die Juden daran, dass sie überleben werden, wenn sie sich mit den jeweiligen Verhältnissen zu arrangieren bemühen», sagte er. «Wir müssen der Tradition folgen. Immer versuchen, uns mit den Verhältnissen zu arrangieren.» Papa argumentierte, da wir so abgelegen lebten, dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten, würden sich die Nazis nicht die Mühe machen, uns zu holen.

An den Nachmittagen und Abenden setzten sich die Belästigungen fort. Junge Männer, die der Ungarischen Nationalsozialistischen Partei angehörten, aber noch keine achtzehn Jahre alt waren – das Alter, in dem sie den Militärdienst antreten konnten –, umstellten oftmals unser Haus und riefen stundenlang Obszönitäten zu uns herüber. «Dreckige Juden!», schrien sie. «Irre Schweine!» Sie warfen mit Tomaten oder Steinen, die unsere Fensterscheiben

zertrümmerten. Andere Dorfbewohner schlossen sich an. Manchmal ging das über volle drei Tage so und wir konnten das Haus in dieser Zeit nicht verlassen.

«Papa!», rief ich, «bitte geh nach draussen und mach etwas, damit sie aufhören!» Ich wünschte mir, dass er etwas *tat!*

«Eva, wir können nichts dagegen tun. Lerne einfach, es hinzunehmen.»

Damals konnte ich das nicht wissen, aber Mama und Papa fürchteten zweifellos, dass sie, wenn sie diese jugendlichen Straftäter aufzuhalten oder ihnen entgegenzutreten versuchten, verhaftet und von uns weggeholt würden. So waren wir alle wenigstens noch als Familie zusammen.

Miriam und ich drängten uns verängstigt in unserem Bett aneinander. Unsere Schwestern hielten sich von den Fenstern fern. Ich weiss, dass sie ebenfalls Angst hatten.

Die Verhältnisse verschlechterten sich zusehends. Im Juni 1941 trat Ungarn als verbündeter Kriegspartner von Hitler, dem Judenhasser, und Deutschland in den Zweiten Weltkrieg ein. In anderen Ländern Europas wurden die Juden gezwungen, einen gelben Davidsstern, den Judenstern, aussen an ihrer Kleidung oder an ihren Jacken zu tragen, damit jeder sehen konnte, dass sie Juden waren.

Wir mussten den gelben Stern nicht tragen, aber jeder wusste ja, dass wir Juden waren. In unserem Dorf waren wir zunehmend isoliert.

Im Gegensatz zu vielen jüdischen Kindern in Europa durften Miriam und ich immer noch zusammen mit anderen, nicht-jüdischen Kindern die Schule besuchen, auch wenn es dort für uns immer schwieriger wurde, denn die Hänseleien und Verhöhnungen nahmen kein Ende. Unsere älteren Schwestern Edit und Aliz, die Glücklichen, erhielten Privatunterricht in deutscher Sprache, Kunsterziehung, Musik, Zeichnen, Mathematik und Geschichte – all den Fächern, die auf dem Gymnasium Pflicht waren – von einer jüdischen Lehrerin, die mit uns in unserem Haus lebte.

Während das Herbstlicht sich zu frühen Wintertagen eintrübte, wurden die Tage kürzer und unser Leben immer stärker beeinträchtigt. Wir wagten nicht mehr draussen zu spielen oder so oft wie früher ins Dorf zu gehen. Unsere Eltern liessen sich ihre Gefühle niemals anmerken, doch bei Miriam und mir wuchs die Angst ständig.

Dann, eines Nachts Ende September 1943, rüttelten uns Mama und Papa aus dem Schlaf. «Eva! Miriam!», flüsteren sie mit eindringlicher Stimme. «Zieht euch an! Nehmt eure warmen Kleider, so viele, wie ihr übereinander tragen könnt, dazu eure Jacken und Stiefel.

Zündet bloss nicht die Kerze an! Es muss alles dunkel bleiben. Und seid ganz, ganz leise.»

«Wa-was haben wir denn vor?», fragte ich schlaftrunken.

«Tut einfach, was wir euch sagen!», murmelte Papa.

Wir schichteten unsere warmen Kleider übereinander und gingen in die Küche. Im Schein der glühenden Holz-scheite von der Feuerstelle sahen wir unsere älteren Schwestern dort stehen. Auch sie hatten ihre Sachen gebündelt, ihre Gesichter schienen inmitten der Schatten aus Stein.

Papa schob uns vier Mädchen zusammen und flüsterte: «Kinder, die Zeit ist gekommen, wir müssen fort. Wir werden versuchen, die Grenze zum nicht-ungarischen Teil Rumäniens zu überschreiten, wo wir in Sicherheit sein werden. Folgt uns, und denkt daran: kein Geräusch.»

Im Gänsemarsch, mit Papa an der Spitze und Mama am Schluss, schlüpfen wir aus dem Haus in die Dunkelheit. Draussen war es kalt und windig. Aber in diesem Moment hatte ich nur einen Gedanken: Wir waren in Schwierigkeiten, in grossen Schwierigkeiten. Und wir liefen davon.

Stumm gingen wir, einer hinter dem anderen, zum rückwärtigen Tor unseres Anwesens am Ende des Obstgartens. Gleich jenseits des Tors verliefen die Eisenbahn-

schiene. Nachts verkehrten keine Züge. Es war ruhig bis auf die Geräusche der Grillen und den gelegentlichen Ruf eines Nachtvogels. Wenn wir ungefähr eine Stunde entlang der Gleise liefen, würden wir den sicheren Teil Rumäniens erreichen, das wussten wir. Als Papa das Tor am Rand unseres Grundstücks erreicht hatte, beugte er sich vor, entriegelte es und stieß es auf.

«Halt!», rief eine Stimme. «Noch einen Schritt und ich schiesse!»

Ein ungarischer Jungnazi richtete ein Gewehr auf uns. Mehrere junge Männer, sie trugen ungarische Nazi-Armbinden mit Hakenkreuzen und dazu Khakikappen, hatten unser Gehöft bewacht, sie hatten sich dort postiert, um sicherzustellen, dass wir nicht entkamen. Wie lange sie schon dort gestanden hatten, sei dahingestellt.

Wir waren nur sechs Juden. Wie konnten wir so wichtig sein? Ich umklammerte Miriams Hand und wagte nicht, die Soldaten anzuschauen, warf ihnen aber verstohlene Blicke von der Seite zu. Papa schloss das Tor, und die jungen Männer liessen uns schnurstracks zu unserem Haus zurückmarschieren.

Unsere einzige Chance zur Flucht hatte sich soeben zerschlagen.

Zweites Kapitel

Am 31. Januar 1944 wurden Miriam und ich zehn Jahre alt. An Familiengeburtstagen hatte Mama bisher immer einen Kuchen gebacken und den Tag zu einem fröhlichen und festlichen Ereignis gemacht. Miriam und ich jedoch konnten unseren zehnten Geburtstag nicht feiern. Mama war zu krank. Seit Oktober, unmittelbar nachdem die Jungnazis unsere Flucht verhindert hatten, war sie an Typhus erkrankt und den ganzen Winter über bettlägerig gewesen. Damals gab es keine einfachen Medikamente, wie sie heute in jeder Apotheke erhältlich sind, um fiebrige und andere krankheitsbedingte Beschwerden zu lindern. Wir machten uns Sorgen, ob Mama wieder genesen würde. Unsere Mutter war immer so stark und gesund gewesen.

Eine jüdische Frau aus einem Nachbardorf zog bei uns ein und kümmerte sich um unsere Mutter und den Haushalt. Edit, Aliz, Miriam und ich halfen mit, indem wir

mehr Arbeiten als sonst auf dem Hof verrichteten. In dieser Zeit überwachten uns die nationalsozialistischen und ungarischen Behörden, aber wir standen nie unter Hausarrest und es wurde uns nie verboten, unser Haus zu verlassen. Vorerst schienen wir in Sicherheit zu sein. Wir besuchten sogar weiterhin die Schule, mit Ausnahme der seltenen Tage, an denen die Nazis es uns verboten. An solchen Tagen erhielten wir Unterricht zu Hause, wie unsere älteren Schwestern.

An einem März Morgen des Jahres, in dem wir zehn geworden waren, fand unsere relative Freiheit ein jähes Ende. Zwei ungarische Gendarmen tauchten in unserer Hofeinfahrt auf. Kurz darauf hämmerten sie an unsere Tür.

«Packen Sie Ihre Sachen! Suchen Sie alles zusammen. Sie werden zu einer Sammelstelle gebracht.» Das war keine Bitte; es war ein Befehl. «Sie haben zwei Stunden Zeit dafür.»

Mama hatte kaum genügend Kraft, das Bett zu verlassen. Papa und unsere älteren Schwestern trugen Essen, Bettzeug, Kleidung zusammen – alles, was ihnen als notwendig einfiel. Miriam und ich waren gleich gekleidet und nahmen zwei weitere Paare identischer Kleider mit.

Als die Polizisten uns aus unserem Haus holten, standen alle Bewohner von Portz an der einen Strasse, die

durch das Dorf führte, und schauten zu. Nachbarn kamen von ihren Höfen und reihten sich am Strassenrand auf. Unsere Klassenkameraden aus der Schule glotzten nur. Niemand versuchte die Gendarmen daran zu hindern, dass sie uns wegbrachten. Niemand sagte ein Wort.

Ich war nicht überrascht. Nachdem irgendwann jeder wusste, dass wir mitten in der Nacht hatten verschwinden wollen, hatten sich unsere Lebensbedingungen weiter verschlechtert; die Schikanen der Dorfbewohner und ihrer Kinder waren bedrohlicher und häufiger geworden.

Selbst Luci, Miriams und meine beste Freundin, stand still und stumm da, sie mied unseren Blick, als wir an ihrem Haus vorbeikamen. Sie sagte nicht, es tue ihr leid, und sie gab uns auch nichts zur Erinnerung auf unsere Reise mit. Kurz bevor wir an ihrem Haus vorüber waren, schaute ich sie an. Sie blickte zu Boden. Schweigend verliessen wir, was seit jeher unser Zuhause gewesen war.

Man verfrachtete uns auf einen von Pferden gezogenen Planwagen. Die Polizisten brachten uns in eine Stadt namens Çimleu Silvaniei, auf Deutsch Schomlenmarkt, ungefähr fünf Fahrstunden entfernt. Dort angekommen, wurden wir gezwungen, uns zusammen mit über siebentausend anderen Juden aus dem Gebiet unseres rumänischen

Siebenbürgens in ein Getto zu begeben. Miriam und ich hatten noch nie so viele Menschen gesehen. Für uns waren einhundert Personen, die Zahl unser Dorfmitbewohner, eine Menschenmenge. Siebentausend Personen – allesamt Juden! – waren mehr, als wir in unserem gesamten Leben je auf einmal erlebt hatten.

Später erfuhren wir, dass Reinhard Heydrich, der Leiter des NS-Reichssicherheitshauptamts (der zentralen Sicherheitsbehörde Hitlers) einen offiziellen Erlass erteilt hatte: Alle Juden in den von Nationalsozialisten besetzten Gebieten sollten an eigens für sie ausgewiesene Orte umgesiedelt werden; diese Gettos, von Zäunen, Mauern oder Stacheldraht eingegrenzte Flächen, wurden in den heruntergekommensten Stadtbezirken beziehungsweise den ärmsten ländlichen Gegenden eingerichtet. Den Juden war es unter Androhung der Todesstrafe untersagt, sie ohne eine Sondererlaubnis zu verlassen.

Unser Getto lag auf einem Feld und war von einem Stacheldrahtzaun umgeben, der aussah, als hätte man ihn sehr schnell hochgezogen. Mitten durch das Feld lief der Fluss Berettyo. Das einzige Gebäude war eine stillgelegte Ziegelei, die der Kommandant, der oberste Sicherheitsoffizier, als sein Stabsquartier mit Beschlagnahme belegt hatte. Es gab keine Zelte, Hütten oder andere Unterkünfte, in denen wir Juden ein Dach über dem Kopf hatten oder schlafen

konnten. Der Kommandant sagte, wir würden bald zum Arbeiten in ungarische Arbeitslager gebracht und dort bis zum Kriegsende bleiben. «Euch wird nichts passieren», versprach er.

Miriam und ich halfen Papa und unseren älteren Schwestern, auf dem feuchten Boden ein Zelt aus den Laken und Decken zu bauen, die wir mitgebracht hatten. Schnaufend mühten wir uns ab, während der Gettokommandant, die Hände in die Hüften gestemmt, auf und ab marschierte und lautstark rief: «Ist es nicht schön, dass ich die Kinder Israels in Zelten wohnen sehe wie zu Moses' Zeiten?» Er brüllte vor Lachen, als hätte er sich selbst den lustigsten Witz aller Zeiten erzählt.

Unsere ganze Familie wohnte in einem einzigen Zelt. Jedes Mal, wenn der Himmel sich verdunkelte und es zu regnen begann, bellte der Kommandant durch einen Lautsprecher: «Baut die Zelte ab! Ich möchte sie jetzt auf der *anderen* Seite aufgestellt haben.» Es gab keinen anderen Grund dafür als schiere Grausamkeit. Bis wir schliesslich unsere Zelte abgebaut, die Brücke über den Fluss überquert und unsere Unterkünfte neu aufgeschlagen hatten, waren wir völlig durchnässt.

Mama war durch ihre Krankheit noch immer sehr geschwächt, und der Aufenthalt im Freien, in Regen und Kälte, verschlimmerte ihren Zustand unweigerlich. Miri-

am und ich schliefen nachts eng beieinander, unsere kleinen Körper spendeten sich gegenseitig Wärme und Trost.

Während unseres Aufenthalts im Getto wurde jedes Familienoberhaupt zur Vernehmung ins Stabsquartier gebracht. Eines Tages kamen deutsche Wachleute und holten auch Papa zum Verhör ab. Sie glaubten, meine Eltern hätten Gold und Silber versteckt oder verwahrten geheim gehaltene Wertgegenstände auf dem Hof; sie wollten den genauen Ort wissen. Aber Papa war ein Landwirt, und sein Land und die Ernteerträge waren seine einzigen Reichtümer. Er sagte den Wachen, er besitze kein Silber ausser unserem Shabbat- (oder Schabbat-)Leuchter. Vier oder fünf Stunden später transportierten sie ihn auf einer Trage zu unserem Zelt zurück. Er war mit Peitschenstricken bedeckt, aus denen er blutete. Sie hatten seine Fingernägel und Zehennägel mit Kerzenflammen verbrannt. Es dauerte viele Tage, bis er sich erholte.

Miriam und ich fühlten uns hilflos. Wir waren noch Kinder und erwarteten von unseren Eltern, dass sie auf uns aufpassten. Doch sie konnten nichts tun, um uns die Dinge leichter zu machen. Und wir konnten nichts für Papa tun.

Unsere grosse Schwester Edith übernahm das Kochen. Man hatte uns vor unserer Ankunft gesagt, wir sollten

Verpflegung für zwei Wochen mitbringen, aber Mama liess uns Mädchen alles mitnehmen, was wir tragen konnten – Bohnen, Brot und Nudeln. Im Lauf der Wochen rationierten wir unsere Lebensmittel und assen nur einmal am Tag Bohnen. Manchmal kamen nichtjüdische Menschen an die Grenzen des Gettos und warfen Lebensmittel und andere Vorräte hinein, aber ich kann mich nicht erinnern, ob wir jemals von diesen Dingen zu essen bekamen.

Mama hatte zu guter Letzt begriffen, wie schlecht es tatsächlich um unsere Familie stand. Miriam und ich klagten ständig, weil wir auf dem feuchten Boden schlafen mussten und ein nagender Schmerz in unseren Bäuchen rumorte, aber Mama konnte uns nicht wie früher helfen. Sie sass auf dem Boden und schüttelte immer wieder den Kopf. «Das ist alles meine Schuld», sagte sie. «Wir hätten nach Palästina gehen sollen.» Ihre Augen waren eingesunken durch die Krankheit und von dunklen Ringen umgeben durch den Schlafmangel; sie verrieten, wie sehr sie verfolgt wurde von ihrer Entscheidung, nicht mit Onkel Aaron nach Palästina zu fliehen, als noch die Gelegenheit dazu bestand. Jetzt, gefangen im Elend und den Entbehnungen des Gettos, zog sie sich zunehmend in sich selbst zurück und wurde immer niedergeschlagener.

Eines Morgens im Mai 1944 sagten uns deutsche Wachleute, wir würden in ein Arbeitslager geschickt, das ihren Worten zufolge in Ungarn lag. «Es geschieht zu eurem eigenen Schutz. Wenn ihr arbeitet, bleibt ihr am Leben», sagten sie. «Eure Familien bleiben zusammen.» Wir hatten Gerüchte unter den erwachsenen Gettobewohnern zirkulieren hören, denen zufolge die Juden, die man nach Deutschland verschickte, umgebracht wurden. Wir glaubten also, wenn wir in Ungarn blieben, würden wir davorkommen und wären sicher.

Die Wachleute sagten uns, wir sollten unsere Habseligkeiten dalassen, alles, was wir brauchten, sei im Arbeitslager vorhanden. Trotzdem nahmen Mama und unsere grossen Schwestern ein paar Wertgegenstände aus unserem Zelt mit. Papa trug sein Gebetbuch bei sich. Miriam und ich zogen unsere gleich geschnittenen weinroten Kleider an.

Die Wachen verfrachteten uns zu den Zuggleisen und trieben uns in Viehwaggons, sie schoben und stiessen, bis ein Waggon mit achtzig oder hundert Leuten gefüllt war. Sie machten Papa zum Verantwortlichen für unseren Waggon. Man teilte ihm mit, er werde erschossen, falls irgendjemand floh. Die Türen wurden zugeworfen und mit einer Metallstange verriegelt, die in zwei Halterungen geschoben wurde. Stacheldraht versperrte vier kleine Fen-

ster hoch oben, zwei auf jeder Seite. Wie sollte da jemand fliehen?

Miriam und ich drängten uns wie so oft eng aneinander. Es war kein Platz zum Sitzen oder Liegen vorhanden, auch nicht für Kinder wie uns. Obwohl ich noch ein kleines Mädchen war, spürte ich, dass etwas Schlimmes im Gang war. Allein die Machtlosigkeit unserer Eltern zu erkennen, die ich immer als unsere Beschützer gesehen hatte und die nun nicht mehr in der Lage waren, unsere Familie zu beschützen, allein dies zerstörte grundlegend jedes Gefühl von Sicherheit, das ich jemals gehabt hatte.

Tagelang fuhr unser Zug über die Gleise, das endlos ratternde Geräusch nur gelegentlich unterbrochen vom Tuten der Zugsirene. Wir hatten nicht nur keinen Platz zum Sitzen oder Liegen, wir hatten kein Essen, kein Wasser und keine Toiletten. Ich erinnere mich, dass ich sehr durstig war, mein Mund war verklebt und trocken.

Als der Zug am ersten Tag zum Tanken hielt, bat Papa den Streckenposten um Wasser. Der Posten verlangte fünf goldene Uhren als Gegenleistung. Die Erwachsenen sammelten die Uhren ein und übergaben sie ihm. Danach schleuderte der Posten einen Eimer voll Wasser zu dem stacheldrahtbewehrten Fenster hoch. Das Wasser spritzte sinnlos in die Gegend. Nach meiner Erinnerung bekam ich

nichts davon ab. Vielleicht ein oder zwei Tropfen, aber das stillte meinen Durst nicht ansatzweise. Am zweiten Tag hielt der Zug erneut, und die Sache mit dem Wasser wiederholte sich.

Am Ende des dritten Tages hielt der Viehwaggon erneut, und Papa bat auf Ungarisch einen Posten um Wasser. Jemand antwortete auf Deutsch: «Was? Was?» Er hatte Papa nicht verstanden.

Da wurde uns schlagartig klar: Wir waren nicht mehr in Ungarn. Wir hatten die Grenze zu Polen, jetzt deutsches Gebiet, überquert.

Blankes Entsetzen ergriff uns. Bis zu diesem Moment hatte es noch immer Hoffnung gegeben. Wir alle, auch ich, waren uns im Klaren darüber gewesen: Solange wir in Ungarn blieben, bestand eine gewisse Chance, dass wir in einem Arbeitslager zur Arbeit geschickt wurden. Inzwischen wusste jeder, dass die Deutschen und Deutschland für Juden den Tod bedeuteten. Viele Menschen begannen zu beten. Der Viehwaggon füllte sich mit den Lauten von Erwachsenen, die mit Mühe ihr Weinen unterdrückten, und von Kindern, die sich durch die offenkundige Verzweiflung anstecken liessen. Hier und da versuchte jemand, das *Schma* zu singen, das hebräische Gebet zu Gott, auf dass er uns hören, uns retten möge.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Miriam und ich blieben stumm, als er Fahrt aufnahm und immer schneller wurde. Wir waren seit drei Tagen ohne Essen und Wasser unterwegs.

Als der Zug am vierten Tag stehenblieb, rief Papa wieder nach draussen und bat den Posten um Wasser. Niemand antwortete.

Wir begriffen, dass wir unser Ziel erreicht haben mussten. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und schaute aus dem Fenster. Der Himmel war dunkel. Ein oder zwei Stunden lang hörten wir draussen viele deutsche Stimmen, die Befehle schrien. Die Zugtüren blieben verschlossen.

Schliesslich brach die Morgendämmerung herein, die Zeit für Papa, sein Morgengebet zu sprechen. Er nahm sein Gebetbuch und versuchte herauszufinden, in welcher Richtung Osten lag, denn Juden beten ja nach Israel gewandt, das im Mittleren Osten liegt. Ich fragte mich, wie er in einem solchen Moment beten konnte.

«Papa», sagte ich. «Wir wissen nicht, wo wir sind. Sie haben uns angelogen. Wir sind nicht in einem Arbeitslager.»

«Eva, wir müssen Gott um Barmherzigkeit bitten», sagte Papa. «Komm her zu mir.» Er zog unsere Familie in eine Ecke des Viehwaggon. Miriam und ich pressten uns

an ihn, unsere Schwestern und Mama folgten. Stumm lauschten wir, als unser Vater sprach. «Versprecht mir, dass ihr, falls irgendeine von euch diesen schrecklichen Krieg überlebt, nach Palästina geht, wo euer Onkel Aaron lebt und wo wir Juden in Frieden leben können.»

Noch nie hatte er so mit uns Mädchen geredet, respektvoll, als seien wir Erwachsene. Miriam und ich und unsere grossen Schwestern willigten feierlich ein.

Papa begann sein Morgengebet.

Draussen hörte ich deutsche Stimmen, die Befehle brüllten. Hunde bellten uns aus allen Richtungen entgegen. Die Türen des Viehwaggons öffneten sich leise. SS-Leute befahlen uns allen, herauszukommen.

«Schnell! Schnell!»

Ich sah hohe Stacheldrahtzäune, überall Wachtürme aus Beton. Soldaten lehnten sich heraus und richteten ihre Gewehrläufe auf uns. Ich habe keine Ahnung, wie wir von dem Viehwaggon auf die Selektionsrampe gekommen sind. Möglicherweise sind Miriam und ich aus dem Waggon gesprungen oder über ein Trittbrett aus Holz hinausklettert. Aber ziemlich rasch standen wir da auf der Rampe, von Grauen erfüllt, zwei zehnjährige Mädchen in gleich geschnittenen weinroten Kleidern.

Drittes Kapitel

Mama packte Miriam und mich bei der Hand. Wir stellten uns nebeneinander auf der Betonrampe auf. Mir fiel der Geruch auf: ein widerlicher Gestank, wie ich ihn nie zuvor gerochen hatte. Er erinnerte mich an verbrannte Hühnerfedern. Zu Hause auf dem Bauernhof sengten wir, wenn die Hühner fertig gerupft waren, die letzten Federchen über einer Flamme ab, um die Tiere zu säubern. Hier aber war der Gestank überwältigend. Es war, als liefe man durch ihn hindurch, in ihm umher. Er war überall und unausweichlich. Ich fand nicht gleich heraus, woher er tatsächlich rührte.

Dieser Ort war verwirrend und laut.

Menschen kreischten.

Da waren Schreie.

Durcheinander.

Verzweiflung.

Gebell.

Befehle.

Weinen, Weinen, Weinen. Das Weinen von Kindern nach ihren Eltern, Das Weinen von Eltern nach ihren Babys. Das Weinen verstörter, fassungsloser Menschen. Das Weinen von Menschen, die mit Gewissheit erkannten, dass ihre Alpträume Wirklichkeit geworden waren. In all diesem Weinen hallte der äusserste, unvorstellbarste Schmerz wider, der Schmerz aus menschlichem Verlust, Trauer und Leid.

Ich hatte das Gefühl, dabei zuzusehen, wie die Dinge jemand anderem zustieszen. Hier und da nahm ich gestaffelte Stacheldrahtabsperungen wahr, helle Bogenlampen und Gebäudereihen. Die SS-Wachleute liefen mit grossen Schritten zwischen den Menschengruppen umher, als suchten sie etwas.

Dann plötzlich hatte ich das Gefühl, wieder in meinem Körper gelandet zu sein. Ich sah mich um und spürte Miriams zitternde Gestalt neben mir. Aber wo war Papa? Und wo meine grossen Schwestern, Edit und Aliz? Ich suchte verzweifelt und hielt dabei die Hände meiner Mutter und meiner Zwillingsschwester schraubstockartig umklammert. Ich konnte meine restliche Familie nicht finden. Nach vier Tagen solch unmittelbarer Nähe zu meinen grossen Schwestern und zu Papa hatte ich sie in meiner Bestürzung und Verwirrung aus den Augen verloren.

Ich sah sie nie wieder.

Ich klammerte mich an Mamas Hand. Ein SS-Mann rannte vor uns entlang. Er rief auf Deutsch: «Zwillinge! Zwillinge!» Er stürzte vorbei, blieb dann stehen, kehrte auf dem Absatz um und kam zurück. Er baute sich vor uns auf. Seine Augen wanderten zwischen Miriams und meinem Gesicht hin und her und musterten unsere gleich geschnittenen weinroten Kleider.

«Sind das Zwillinge?», fragte er Mama.

Sie zögerte. «Ist das gut?»

«Ja», sagte der Wachmann.

«Sie sind Zwillinge», antwortete Mama.

Ohne ein weiteres Wort packte er Miriam und mich und riss uns von Mama weg.

Wir schrien und weinten, als wir weggezerrt wurden. Wir flehten ihn an, uns bei ihr zu lassen. Der deutsche Wachmann schenkte unseren Bitten keine Beachtung. Er schleppte uns auf die andere Seite der Bahngleise, weg von der Selektionsrampe. Ich wandte den Kopf und sah meine Mutter, voller Verzweiflung, die Arme nach uns ausgestreckt, laut wehklagend. Ein Soldat packte sie und schleuderte sie in eine andere Richtung. Meine Mama verschwand in der Menge.

Danach geschah alles schnell, so schnell. Wachleute unterteilten die Menschen auf der Selektionsrampe in Gruppen. Eine Gruppe bestand aus jungen Männern und

Frauen. Eine andere aus Kindern und älteren Menschen. Miriam und ich hielten uns aneinander fest, während wir zu einer Gruppe von dreizehn Zwillingspaaren gebracht wurden, die aus unserem Zugtransport stammten: sechs- und zwanzig Kinder, alle verängstigt und durcheinander.

Ein Wachmann führte eine Mutter mit ihren Zwillingkindern zu unserer Gruppe. Die kannte ich! Es war Frau Csengeri, die Frau des Ladenbesizers in Şimleu Silvaniei, der Stadt in der Nähe unseres Dorfs. Ihre Zwillingstöchter waren acht Jahre alt, und wenn wir bei ihr im Laden einkauften, redeten Mama und sie gern über die Probleme bei der Erziehung von Zwillingen. Sie und die Mädchen blieben bei unserer Gruppe. Warum hatten die Wachen die Mutter dieser Mädchen mitkommen lassen, unsere aber nicht? Ich hatte keine Zeit, über diese Frage lange nachzudenken, denn bald passierten weitere Dinge.

Nach einer halben Stunde führte uns ein SS-Mann zu einem grossen Gebäude am Stacheldrahtzaun. Sobald wir das Gebäude betraten, wurden wir angewiesen, uns zu entkleiden. Erneut war ich wie betäubt, befand mich nicht mehr in meinem eigenen Körper. Das alles war ein Albtraum, nicht wahr? Er würde enden, sobald ich meine Augen aufschlug, und Mama würde da sein und mich trösten, nicht wahr? Doch ich träumte nicht.

Uns allen wurden die Haare kurz geschnitten. Der Friseur erklärte, dass Zwillinge eine Vorzugsbehandlung erhielten: Wir durften einen Teil unserer Haare behalten. Ich hatte ein wenig Deutsch gelernt, deshalb verstand ich im Kern, was gesprochen wurde. Als ich zusah, wie unsere langen Zöpfe zu Boden fielen, fühlte ich mich nicht gerade besonders privilegiert.

Als Nächstes duschten wir. Unsere Kleidung war mit einer Läusevernichtungs-Chemikalie desinfiziert worden und wurde uns zurückgegeben. Unsere eigene Kleidung zu tragen, war ein weiteres «Privileg» für uns Zwillinge, das andere Gefangene nicht hatten. Miriam und ich zogen unsere Kleider an, aber jetzt war bei beiden ein grosses rotes Kreuz auf den Rücken gemalt. Ich verabscheute dieses rote Kreuz auf Anhieb. Mein Kleid zu tragen empfand ich ebenfalls nicht als Privileg. Ich begriff, dass die Nazis dieses rote Kreuz, ähnlich wie den gelben Stern, den sie die Juden in den Gettos zu tragen zwangen, zu unserer Kennzeichnung benutzten, damit wir nicht fliehen konnten.

Spontan beschloss ich, niemals das zu tun, was die Wachen von mir verlangten. Ich wollte ihnen so viel Ärger wie möglich bereiten.

In der Aufnahmestelle wurden den neu Angekommenen die Arme tätowiert. Wir sahen zu, wie die Gefangenen einer nach dem anderen vortraten und ihre Arme ausstre-

cken mussten. Dann wurden die Arme festgehalten, während das Gerät ihnen Nummern ins Fleisch brannte und heftige Schmerzen zufügte.

Aber nicht mit mir. Nein, ich würde kein williges Schaf mehr sein. Als ich an der Reihe war, wehrte ich mich und trat um mich. Der SS-Mann packte meinen Arm. Sein Griff, der mir die Haut zusammenquetschte, brachte meine Entschlossenheit ins Wanken. «Ich will zu meiner Mama!», schrie ich.

«Stillhalten!», befahl der Wachmann.

Ich biss ihn in den Arm. «Holt meine Mama zurück!»

«Du kannst sie morgen sehen.»

Ich wusste, dass er log. Sie hatten uns gerade erst von Mama weggerissen, warum sollten sie uns am nächsten Tag wieder zusammenbringen? Vier Leute mussten mich festhalten, während sie die Spitze eines Geräts, das an einen Füllfederhalter erinnerte, über offener Flamme erhitzen und in blaue Tinte tauchten. Dann hielten sie die heiße Nadel an mein Fleisch und begannen meine Registrierungsnummer in die Aussenseite meines linken Arms zu brennen: A-7063.

«Hört auf!», brüllte ich. «Das tut weh!»

Ich wand mich und zappelte so sehr, dass sie es nicht schafften, mich vollständig still zu halten. Durch meine

Gegenwehr wurden die Ziffern auf meinem Arm unscharf.

Als Nächstes tätowierten sie Miriam. Anders als ich wehrte sie sich nicht. Ihre Nummer war A-7064. Der Schriftzug auf ihrem Arm war vollständig klar.

Unsere Arme schmerzten und waren geschwollen, als man uns durch das Lager zu unserer Baracke führte, wo wir wohnen sollten. Unterwegs sahen wir Gruppen skelettartiger Menschen, die von SS-Wachen mit riesigen Hunden begleitet wurden. Gefangene kehrten von der Arbeit zurück. Was für eine Arbeit war das, die sie so abmagern liess? Waren sie krank? Bekamen sie nichts zu essen? Um mich herum hatte alles diesen schrecklichen, intensiven Geruch nach verbrannten Hühnerfedern, alles war dunkel, grau, leblos. Bedrohlich. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendwo Gras, Bäume oder Blumen wuchsen.

Schliesslich erreichten wir unsere Baracke im Lager II B, dem Mädchenlager in Birkenau, auch als Auschwitz II bezeichnet. Das Gebäude war eine Stallung, die ursprünglich für Pferde errichtet worden war. Sie starrte vor Dreck. Der Gestank drinnen war noch schlimmer als der Geruch draussen. Im unteren Bereich der Wände gab es keine Fenster für Lichteinfall oder Belüftung, nur oberhalb unserer Köpfe unter der Decke entlang, wodurch es sehr stikig war. Eine Doppelreihe von Backsteinen, die eine Bank

bildete, verlief mitten durch die Baracke. An ihrem Ende stand eine Latrine mit drei Löchern, wiederum ein Privileg für Zwillinge; wir mussten, wenn wir auf die Toilette wollten, nicht nach draussen zur grossen, öffentlichen Latrine. Es gab hier ein paar hundert Zwillinge im Alter zwischen zwei und sechzehn. Wir entdeckten auch Frau Csengeris Töchter, sprachen zu diesem Zeitpunkt aber nicht mit ihnen.

An jenem ersten Abend zeigte uns ein ungarisches Zwillingspaar, das schon eine Weile da war, die dreistöckigen Pritschen. Miriam und ich hatten eine untere Pritsche.

Als es Zeit für die Abendmahlzeit war, stürzten alle anderen Kinder zur Tür. Das Essen bestand aus einem gut sechs Zentimeter dicken, dunklen Stück Brot und einer bräunlichen Flüssigkeit, die alle «Muckefuck» nannten. Trotz unseres entsetzlichen Hungers zögerten Miriam und ich. Wir schauten uns an. «Das können wir nicht essen», sagte ich zu einer der ungarischen Zwillingsschwestern.

«Es ist alles, was ihr bis morgen bekommt», sagte sie. «Esst lieber.»

«Aber es ist doch nicht kosher», sagte ich verzweifelt. Zu Hause auf dem Hof hatten wir grundsätzlich nur koschere Lebensmittel gegessen – Dinge, die den jüdischen

Ernährungsvorschriften entsprachen –, und sie wurden von Papa vor jeder Mahlzeit gesegnet.

Die Zwillinge lachten über uns, doch es war kein freundliches Lachen, eher ein Lachen, das besagte: Meine Güte, wie dumm ihr seid. Und sie schlangen gierig das Brot hinunter, das Miriam und ich noch nicht angerührt hatten.

«Wir sind ja froh, dass wir mehr Brot haben», sagten sie dann, «aber ihr beiden müsst lernen, alles zu essen, wenn ihr überleben wollt. Ihr dürft nicht so zimperlich sein, ihr dürft euch nicht den Kopf darüber zerbrechen, ob etwas koscher ist oder nicht.»

Nach dem Essen wurden wir von den ungarischen Zwillingen und ein paar anderen eingewiesen. «Ihr seid in Birkenau», informierten sie uns. «Das gehört zu Auschwitz, aber es liegt drei Kilometer vom Hauptlager entfernt. Auschwitz hat eine Gaskammer und ein Krematorium.»

Miriam sagte: «Das verstehe ich nicht.»

Ich fragte: «Was ist eine Gaskammer? Was ist ein Krematorium?»

«Kommt mit, wir zeigen es euch.» Die Zwillinge führten uns ans hintere Ende der Baracke in die Nähe der Tür, wo die Barackenaufseherin uns nicht im Blick hatte. Wir schauten zum Himmel hinauf. Flammen stiegen von Schornsteinen auf, die über Birkenau emporragten. Rauch

hing über dem gesamten Lager, feine Asche erfüllte die Luft und verdunkelte alles, ähnlich wie bei einem Himmel nach einem Vulkanausbruch – so dicht war die Asche. Erneut verschlug uns dieser entsetzliche Geruch den Atem.

Obwohl ich Angst davor hatte, hörte ich mich fragen: «Was verbrennen sie so spät am Abend?»

«Menschen», sagte ein Mädchen.

«Menschen verbrennt man nicht!», sagte ich. «So ein Blödsinn.»

«Die Nazis wohl. Sie wollen alle Juden verbrennen.»

Jemand anders sagte: «Habt ihr heute Morgen gesehen, wie die Nazis die Leute, die mit den Zügen gekommen sind, in zwei Gruppen aufgeteilt haben? Wahrscheinlich verbrennen sie gerade jetzt die eine Gruppe. Wenn die Nazis denken, du wärst jung und stark genug zum Arbeiten, lassen sie dich leben. Die anderen werden in die Gaskammern verfrachtet und vergast.»

Ich dachte an Mama, die nach ihrer langen Krankheit so schwach war.

Ich dachte an Papa, der sein Gebetbuch fest umklammert hielt.

Ich dachte an unsere beiden älteren Schwestern.

Im tiefsten Inneren wusste ich, ohne dass es mir jemand gesagt hätte: Sie waren in die Schlange gedrängt worden, die in die Gaskammer gegangen war. Entgegen diesem

Gefühl wagte ich zu hoffen, dass sie vielleicht doch noch lebten. Schliesslich waren sie älter und klüger als Miriam und ich.

«Wir sind Kinder», sagte ich. «Wir können nicht arbeiten, aber wir sind trotzdem am Leben.»

«Jetzt noch», erwiderte eine der Zwillingsschwestern. «Und auch nur, weil wir Zwillinge sind, denn sie benutzen uns für Experimente, die Dr. Mengele durchführt. Morgen wird er gleich nach dem Zählappell herkommen.»

Mit bebender Stimme fragte ich: «Was für Experimente?»

Lea, ein zwölfjähriges Zwillingmädchen, meinte, wir sollten aufhören, uns Sorgen zu machen, und schlafen gehen.

Die anderen Kinder schliefen in Kleidern und Schuhen, also taten Miriam und ich es auch. Wir lagen mit unseren gleich geschneiderten Kleidern in unserem hölzernen Verschlag auf einer Strohmattatze. Obwohl ich müde war, konnte ich nicht schlafen. Ich wälzte mich hin und her und entdeckte plötzlich, dass sich etwas auf dem Fussboden bewegte. «Hier gibt es Mäuse!» Der Schrei entfuhr mir, bevor ich recht darüber nachgedacht hatte.

«Ruhe!», sagte jemand. «Das sind keine Mäuse, das sind Ratten. Sie tun dir nichts, solange du kein Essen im

Bett hast. Und jetzt schlaf.» Ich hatte schon Mäuse auf unserem Gehöft gesehen, aber sie waren nicht so riesig wie diese Ratten; diese Nager hatten die Grösse von kleinen Katzen.

Ich musste die Latrine aufsuchen und Miriam ebenso. Im Dunkeln setzten wir unsere Füsse auf den Boden, langsam, vorsichtig, wegen der Ratten. Wir kickten mit unseren Schuhen nach hinten und nach vorn, um sie zu verscheuchen. Dann liefen wir schnell ans Ende der Baracke. Die Latrine war ungefähr vier Quadratmeter gross, mit dunklen Holzwänden und Zementboden. Latrinen sind nicht mit unseren heutigen Toiletten vergleichbar; sie haben ein Loch im Boden, über das man sich hocken muss. Sie waren noch schlimmer als der Rest der Baracke. Erbrochenes und menschliche Fäkalien, die das Loch der Latrine nicht getroffen hatten, klebten überall. Der Gestank war abscheulich.

Wir traten ein und ich erstarrte. Dort auf dem Boden im Dreck lagen die Leichen von drei nackten Kindern. Ich hatte noch nie einen toten Menschen gesehen. Da lagen sie, auf diesem harten, kalten, stinkenden Boden ... tot. Genau in diesem Augenblick begriff ich, dass der Tod auch Miriam und mich ereilen konnte. Ich legte ein stummes Gelübde ab, alles in meiner Macht Stehende zu tun,

damit Miriam und ich nicht wie diese Kinder umkommen würden. Wir würden stärker sein, schlauer sein, *was auch immer notwendig war*, damit wir nicht so endeten.

Von jenem Moment an hielt ich eisern an der Vorstellung fest, dass wir das Lager lebend verlassen würden. Niemals erlaubte ich Ängsten oder Zweifeln, meine Gedanken zu beherrschen. Sobald sie auftauchten, verdrängte ich sie gewaltsam. Und kaum hatte ich die Latrine verlassen, konzentrierte ich mein ganzes Sein auf eines: einen weiteren Tag an diesem schrecklichen Ort zu überleben.

Viertes Kapitel

Am Morgen gellte eine Pfeife. Es war noch dunkel. «Auf! Auf! Auf!», schrie die Barackenaufseherin, eine «Pflegerin», die auf uns aufpasste. Sie trug einen weissen Kittel. «Fertig machen!», kreischte sie.

Miriam und ich kannten die Abläufe noch nicht. Hand in Hand schauten wir zu, wie die grösseren Mädchen den kleinen halfen, sich für den Zählappell vorzubereiten. Wir stellten uns im Freien in Fünferreihen auf und liessen uns durchzählen.

Der Appell dauerte meist eine halbe bis ganze Stunde. Wenn ich daran zurückdenke, kann ich mich an kein einziges Kind erinnern, das sich hingesezt oder geweint hätte. Nicht einmal die Zweijährigen. Ich glaube, wir alle begriffen instinktiv, dass unser Leben von unserer Kooperationsbereitschaft abhing.

Nach dem Zählappell gingen wir in die Baracke zurück und räumten auf. Die drei toten Kinder, die Miriam und

ich in der Nacht zuvor in der Latrine gesehen hatten, lagen nicht mehr dort auf dem Boden. Wenn ein Mädchen starb, so erfuhren wir, ertrugen es die anderen Kinder aus demselben Etagenbett nicht, in der Nähe der Toten zu liegen, deshalb brachten sie die Leiche in die Latrine und behielten deren Kleider.

Was die drei Leichen betraf, die Miriam und ich gesehen hatten, so hatten die Erwachsenen sie zum Durchzählen wieder auf ihre Betten gelegt.

Jedes Kind musste jeden Tag gezählt werden, tot oder lebendig. Dr. Mengele wusste, wie viele Zwillinge er hatte, und keine Leiche durfte ohne genau geregelte Abläufe beseitigt werden.

An jenem ersten Morgen wartete eine SS-Wachfrau vor der Baracke. «DOKTOR MENGELE KOMMT!», schrie sie. Das Aufsichtspersonal schien nervös und unruhig in Erwartung des bedeutenden Mannes. Miriam und ich standen in Habachtstellung und wagten weder uns zu bewegen noch zu atmen.

Dr. Josef Mengele betrat die Baracke. Er war elegant in eine SS-Uniform gekleidet und trug hohe, glänzend schwarze Reitstiefel. Er hatte weiße Handschuhe an und hielt einen Kommandostab in der Hand. Mein erster Gedanke war, wie gut er aussah, wie ein Filmstar. Er schritt durch die Baracke und zählte die Zwillinge in jedem Etagenbett, begleitet von einer Gefolgschaft aus acht Leuten.

Später erfuhren wir, dass zu dieser Gruppe ein Dr. König gehörte, ein Mädchen, das als Dolmetscherin fungierte, sowie mehrere SS-Wachleute und Assistenten. Mengele wurde bei seinen Baracken-Visiten nie von weniger als acht Gefolgsleuten eskortiert.

Als Dr. Mengele bei den Pritschen stehen blieb, auf denen die drei Leichen lagen, bekam er einen Wutanfall. «Warum haben Sie diese Kinder sterben lassen?», brüllte er die Pflegerin und die SS-Wachen an. «Ich kann es mir nicht leisten, auch nur ein Kind zu verlieren!»

Unsere Pflegerin und das Aufsichtspersonal zitterten.

Er zählte weiter, bis er zu Miriam und mir kam. Er blieb stehen und sah uns an. Ich war wie gelähmt. Dann ging er weiter. Die anderen Kinder sagten uns, er sei am Tag zuvor bei unserer Ankunft auf der Selektionsplattform gewesen. Er war es, der die Selektion der Gefangenen mit einer kurzen Bewegung seines Kommandostabs vornahm. Nach rechts bedeutete die Gaskammer, nach links Lager und Zwangsarbeit.

Nachdem Mengele die Baracke verlassen hatte, erhielten wir unsere morgendlichen Essensrationen. Miriam und ich tranken den Kaffeeersatz, auch wenn er scheusslich schmeckte. Das Wichtigste war, dass er mit gekochtem

Wasser zubereitet wurde, und wir erfuhren bald, dass dies Schutz vor Ruhrerkrankungen bedeutete – vor fortwährendem Durchfall.

In Fünfergruppen marschierten wir von Birkenau zu den Laboren in Auschwitz. Wir betraten ein grosses, zweistöckiges Backsteingebäude. Miriam und ich wurden gezwungen, unsere Kleider, Unterwäsche und Schuhe auszuziehen. Wir waren dort Jungen und Mädchen: zwanzig oder dreissig Zwillingspaare. Anfangs war ich schockiert von dem Anblick.

Später fand ich heraus, dass die Zwillingsjungen in einer separaten Baracke unter besseren Bedingungen als wir lebten. Sie wurden von einem jungen jüdischen Gefangenen betreut, einem ehemaligen Offizier namens Zvi Spiegel, den Mengele zu ihrem Aufseher bestimmt hatte. Zvi kümmerte sich und half den kleinen Jungen, indem er Mengele überredete, ihre Ernährung und ihre allgemeinen Lebensbedingungen zu verbessern; Mengele glaubte sicherlich, das alles mache sie zu umso besser geeigneten Versuchskaninchen. Zvi, auch als «Zwillingsvater» bekannt, tröstete die Jungen, beschäftigte sie mit Denkspielen, damit sie ihren Verstand in Bewegung hielten, und brachte ihnen ein wenig Geographie und Mathematik bei. Tagsüber liess er sie mit einem Fussball, bestehend aus einem Lumpenbündel, herumkicken, damit sie in besserer

körperlicher Verfassung blieben. Sie sollten sich auch jeweils die Namen der anderen einprägen, um sich wie Menschen zu fühlen.

Wir hatten niemanden in unserer Baracke, der uns angeleitet und darin unterstützt hätte, Freundschaften zu schliessen. Ich bin nie zu einem anderen Mädchen gegangen und habe es nach seinem Namen gefragt oder ihm meinen gesagt. Wir alle waren allein, lediglich Zwillinge mit Nummern, und jede von uns versuchte zu überleben. Der einzige Mensch, um den ich mir Gedanken machte, war Miriam.

Als ich mich in jenem Backsteinbau umsah, bemerkte ich ein paar zweieiige Zwillinge, die meisten jedoch waren eineiig wie Miriam und ich. Später hörte ich, dass Mengele dem Geheimnis der Zwillingsbildung auf die Spur kommen wollte. Ein Zweck seiner Experimente war, herauszufinden, wie er blonde, blauäugige Babys in grosser Zahl schaffen konnte, um so die deutsche Bevölkerung zu vermehren. Hitler nannte die Arier, die blonden, blauäugigen, hellhäutigen Deutschen, die «Herrenrasse» – und wir waren seine menschlichen Versuchskaninchen. Mit dem Ziel, andere natürliche «Abnormitäten» zu untersuchen und genetische Mutation zu verhindern, befasste sich Mengeles Forschung auch mit Riesen, Zwergen, Körperbehinderten und so genannten Zigeunern. Die Zwerge leb-

ten in einer Baracke neben unserer und manchmal sahen wir sie durchs Lager gehen.

Wir alle sassen splitternackt auf Bänken. Auch Jungen waren dabei. Es war bitterkalt. Wir konnten uns nirgends verstecken. Ich schämte mich, ohne jede Kleidung dort zu sein. Einige Mädchen kreuzten ihre Beine und bedeckten sich mit ihren Händen. Andere zitterten vor Angst, während SS-Wachen lachend mit dem Finger auf uns zeigten. Die Nacktheit war für mich eines der entwürdigendsten Dinge im Lager.

Dr. Mengele schaute zur Kontrolle immer wieder kurz vorbei. Andere Ärzte und Schwestern in weissen Kitteln – Lagerinsassen oder Gefangene wie wir – beobachteten uns und machten Notizen.

Als Erstes vermessen sie meinen Kopf mit einem Instrument namens Messschieber, bestehend aus zwei an einer Art Lineal befestigten Metallleisten, die sie von zwei Seiten gegen meinen Schädel pressten und zusammendrückten. Der Arzt rief die Zahlen einem Assistenten zu, der die Angaben in einer Akte eintrug.

Sie vermessen unsere Ohrläppchen; unsere Nasenrücken; die Breite unserer Lippen; die Grösse, Form und Farbe unserer Augen. Sie verglichen die Blaufärbung von Miriams Augen mit meiner anhand einer Skala von Augenfarben. Immer und immer wieder massen sie. Sie verbrachten drei bis vier Stunden mit einem Ohr. Jedes Mal,

wenn die Ärzte mich vermassen, vermassen sie auch Miriam, um festzustellen, worin wir gleich waren und worin wir uns unterschieden. Ein Fotograf schoss Bilder; ein Künstler fertigte Zeichnungen an. Techniker machten Röntgenaufnahmen, fünf oder sechs nacheinander.

Danach stellten sie uns Fragen und erteilten Befehle. Ein Lagerinsasse, der Ungarisch und Deutsch sprach, fungierte als Dolmetscher. Wenn ich etwas tat, tat Miriam es mir nach. «Jedes Mal, wenn ich das Gleiche mache wie du», flüsterte Miriam, «schreiben sie etwas auf. Die wollen sehen, wer von uns die Anführerin ist.» Das war natürlich ich, so wie es schon immer gewesen war. Nachdem sie uns am vorhergehenden Tag in der Aufnahmestelle beobachtet hatten, als ich mich gegen die Tätowierung gewehrt hatte, wussten sie ausserdem, dass ich eine Unruhestifterin war.

Wir sassen zwischen sechs und acht Stunden dort. Mir widerstrebt jede einzelne Sekunde. Schliesslich durften wir uns anziehen und wurden für die Abendmahlzeit zu unserer Baracke zurückführt: eine magere Ration sehr dunkles Brot, gut sechs Zentimeter lang.

Nachmittags brachte uns die diensthabende Pflegerin ein deutsches Lied bei. Es ging so: «Ich bin ein kleines deutsches Kind. Bin ich's nicht, dann pfui!» Sie stellte uns

im Kreis auf und liess ein Mädchen in der Mitte stehen. Wir mussten um das Mädchen herumgehen und singen: «Pfui, pfui, pfui!»

«Ihr miesen, dreckigen Juden!», schrie uns die Pflegerin an. «Schweine!» Sie liebte dieses Lied. Es bestätigte, dass wir Kinder widerwärtig waren.

Wir hassten diese Pflegerin. Hinter ihrem Rücken nannten wir sie «die Schlange». Sie hatte dicke Beine und lange schwarze Haare, die sie zu einem Zopf geflochten trug.

Die Schlange verhöhnte uns ständig. «Was glaubt ihr denn, wer ihr seid?», fragte sie.

Wir antworteten nicht. Sie erwartete auch keine Antwort. «Ihr glaubt wohl, ihr seid besonders schlau, weil ihr noch am Leben seid?», fragte die Schlange. «In Kürze werdet ihr tot sein. Wir töten euch alle.»

An den ersten beiden Tagen weinten Miriam und ich pausenlos. Bald aber merkten wir, dass uns das Weinen kein bisschen weiterhelfen würde.

Meist fühlten wir uns wie betäubt. Am Leben zu bleiben, das war das Wichtigste. Wir wussten, dass wir wegen der Experimente noch lebten. Wegen einer glücklichen Laune der Natur.

Weil wir Mengeles Zwillinge waren.

Fünftes Kapitel

In Auschwitz zu sein, war, als erlebte man jeden Tag von Neuem einen Autounfall. Jeden Tag von Neuem geschah etwas Schreckliches.

Binnen zwei Wochen mussten Miriam und ich unsere Köpfe kahl scheren lassen. Wie alle Zwillinge in unserer Baracke waren wir von Kopfläusen befallen. Kopfläuse, so erfuhr ich, legen ihre Nisse auf Menschenhaaren ab. Und sie können von einem Kopf zum nächsten wandern. Der einzige Weg, sie loszuwerden, besteht darin, ein spezielles Haarwaschmittel oder eine chemische Behandlung anzuwenden und die Haare täglich mit einem engzinkigen Nissenkamm durchzukämmen. Wir hatten nichts von alledem, und so vermehrten sich die Läuse und verbreiteten sich von Mensch zu Mensch und weiter auf die Kleidung und die Bettwäsche – sie waren überall. Läuse und Flöhe nisteten in unseren Decken, in Strohmattmatzen und Klei-

dern. Wir kratzten uns unaufhörlich. Selbst mit geschorenen Haaren hatten wir noch Läuse. Miriam und ich lasen sie uns ständig gegenseitig ab und versuchten, sie zwischen den Fingernägeln zu zerquetschen.

Einmal pro Woche hatten Zwillinge das Privileg, duschen zu dürfen. Jede von uns erhielt ein Stück Seife. In dem riesigen Duscraum zogen wir unsere Kleider aus und legten sie auf einen Stapel, damit sie desinfiziert würden. Später erfuhr ich, dass die Chemikalie, die zur Desinfektion unserer Kleidung verwendet wurde, Zyklon B, eine der drei Chemikalien war, die zum Vergasen von Menschen in Auschwitz eingesetzt wurde. Die Nationalsozialisten kombinierten Zyklon B, das in graublauen Körnern geliefert wurde, mit Hydrogenzyanid und Diatomit und entwickelten daraus die chemische Mixtur für den Massenmord in den Gaskammern. Das Gas, in Verbindung mit brennendem Fleisch und Knochen, verursachte den Gestank, den ich schon am ersten Tag bemerkt hatte. Diesen Geruch kann kein menschliches Wesen je vergessen.

Miriam und ich blieben nah beieinander. Wir waren immer beieinander. Bevor wir uns wuschen, stellten wir uns in einen Zuber mit weisslicher Flüssigkeit. Sie verätzte meine Beine und hinterliess rote Flecken. Manchmal rieben die Aufseherinnen auch unsere Köpfe und Glied-

massen ab, und das Desinfektionsmittel brannte in meinen Augen. Vierzig oder fünfzig Zwillinge duschten gleichzeitig. Dr. Mengele wollte, dass wir sauber waren, und liess seine Assistenten gelegentlich Versuche unternehmen, unsere Baracke zu reinigen. Dennoch kamen der Dreck und die Läuse aus dem Lager immer wieder zurück, und wir bemühten uns, damit fertig zu werden, so gut wir konnten.

Einmal sahen wir ein paar Jungen in der Dusche. Ich erinnere mich, dass ich sie anschaute und dachte: «Wie mager sie sind. Ich bin froh, dass ich nicht so aussehe.» In Wirklichkeit sah ich wahrscheinlich genauso aus. Miriam ebenfalls. Ihre Augen waren eingesunken, und ich konnte jeden Knochen an ihrem Körper zählen. Aber ich fühlte mich nicht abgemagert und bemitleidenswert. Ich musste mich ja selbst als stark wahrnehmen.

Dr. Mengele führte einen festen Programmablauf für uns ein. An drei Tagen in der Woche zwang man uns, zu den Laboren von Auschwitz zu marschieren, für intensive Untersuchungen, die uns entkräftet zurückliessen. An weiteren drei Tagen waren wir in den Blutlaboren von Birkenau. Die Tage verschmolzen miteinander. Jeden Morgen nach dem Zählappell kam Mengele zur Inspektion in unsere Baracke. Lächelnd nannte er uns «*meine Kinder*». Einige Zwillinge mochten ihn und nannten ihn

Onkel Mengele. Ich nicht. Ich hatte Angst vor ihm. Selbst zu jener Zeit erkannte ich, dass er sich nicht wie ein wirklicher Arzt um uns kümmerte.

An Dienstagen, Donnerstagen und Samstagen gingen wir ins Blutlabor. Miriam und ich setzten uns auf eine Bank, zusammen mit einem anderen Zwillingsspaar. Jemand band unsere linken und rechten Oberarme mit dünnen, biegsamen Gummischläuchen ab. Zwei Leute beschäftigten sich gleichzeitig mit mir. Ein Arzt stach eine Nadel in meinen linken Arm und zapfte mir Blut ab. Er entnahm ein Röhrchen voll und stach mich dann erneut. Ich sah Hände, die hellrote Röhrchen mit meinem Blut Wegnahmen. Ich weiss noch, dass ich mich fragte: «Wie viel Blut kann ich verlieren und trotzdem am Leben bleiben?» Unterdessen gab mir ein anderer Arzt eine Injektion mit irgendeiner Substanz in den rechten Arm. Er stach fünf Nadeln ein, ohne die erste zu entfernen. Was spritzte er mir in mein restliches Blut?

Ich hasste Spritzen. Aber ich weigerte mich, Schmerzenslaute auszustossen, weil die Nazis nicht wissen sollten, dass sie mir wehtaten. Ich schaffte das, indem ich den Kopf wegdrehte und die Injektionen zählte, bis sie vorüber waren.

Auf dem Rückweg zu unserer Baracke sprachen Miriam und ich nicht über die Spritzen. Ich begriff jene Sprit-

zen als den Preis, den wir zahlen mussten, um zu überleben: Wir überliessen ihnen unser Blut, unsere Körper, unseren Stolz, unsere Würde, und im Gegenzug liessen sie uns einen Tag länger leben. Ich erinnere mich an keinen einzigen Zwilling, der nicht bereit war mitzumachen.

Damals wussten wir weder, welchen Zweck die Experimente hatten, noch was uns injiziert wurde. Später brachten wir in Erfahrung, dass Dr. Mengele einige Zwillinge gezielt mit gefährlichen oder lebensbedrohlichen Krankheiten wie z.B. Scharlach infizierte und ihnen anschliessend Spritzen mit irgendwelchen Stoffen verabreichte, um zu sehen, ob das die Krankheit heilte. Einige Spritzen dienten auch dem Versuch, die Augenfarbe zu ändern.

Ältere Mädchen erzählten uns, viele Jahre nachdem wir alle befreit worden waren, dass Mengele sie in ein Labor gebracht, ihnen Bluttransfusionen von Jungen gegeben und umgekehrt ihr Blut in die Körper von Jungen übertragen hatte. Er suchte nach einer Methode, Mädchen in Jungen und Jungen in Mädchen umzuwandeln. Viele dieser Einzelheiten erfuhr ich vierzig Jahre später, so auch die Geschichte der Zwillingbrüder, denen als Jugendliche Geschlechtsteile abgeschnitten wurden im Zuge von Mengeles Bemühungen, sie in Mädchen zu verwandeln. Einer

der beiden Jungen starb im Bett direkt neben seinem Zwillingbruder, der später sagte: «Ich spürte, wie der Körper meines Bruders kalt wurde.»

Zu jener Zeit hiess es, sechs Zwillingspaare seien in dieses Labor gebracht und ermordet worden. Ich habe nie gesehen, wie jemand getötet wurde; ich bekam nur mit, dass ein paar Zwillinge verschwanden. Aber zuletzt erfuhr ich doch, dass die Gerüchte stimmten, dass Zwillinge an einigen der Experimente starben. Man sagte uns, sie seien «sehr krank» geworden. Mengele ersetzte sie dann einfach durch neue Zwillingspaare, die gerade mit den Deportationszügen angekommen waren. Das war die Art und Weise, wie selbst die privilegiertesten Gefangenen in Auschwitz betrachtet wurden. Nicht einmal Mengeles Lieblinge wurden als Menschen behandelt. Wir waren ersetzbar. Austauschbar.

Nicht ersetzt wurden unsere hübschen, gleich geschnittenen Kleider, die so stark verschlissen, dass wir sie nicht länger tragen konnten. Man gab uns Frauenkleidung. Aber die Kleidungsstücke waren zu gross, deshalb banden Miriam und ich uns beide eine Schnur um die Taille, um die Kleider zusammenzuhalten. In die Oberteile steckten wir alles, was wir mit uns trugen, zum Beispiel eine Blechschüssel oder ein Stück Brot, das wir vom Abend zuvor aufbewahrt hatten.

Morgens vor dem Zählappell, und an den Tagen, an denen wir ins Blutlabor geschickt wurden, halfen wir bei der Betreuung der jüngeren Kinder. Ausserhalb unserer Baracke gab es eine eingezäunte Fläche, wo wir mit ihnen spielten. Die älteren Mädchen brachten Miriam und mir das Stricken bei. Wir rissen Stacheldrahtstücke von der Einzäunung, schlugen mit den Drähten auf einen Stein, um die Stacheln zu lockern, und lösten diese dann ab. Das dauerte lange. Danach spitzten wir die Enden des Drahts an ein paar Steinen zu, um Stricknadeln daraus zu machen. Eines der Zwillingmädchen besass einen alten Pullover, den wir auftrennten und dessen Wolle wir aufbewahrten. Alle Mädchen durften der Reihe nach stricken, so lange, bis die Wolle des Pullovers vollständig aufgebraucht war. Dann trennte die Nächste das Gestrickte wieder auf, und wir fingen von vorne an. Es ging nicht darum, ein fertiges Produkt herzustellen – eine Mütze, einen Schal oder Socken. Das Stricken lenkte uns von unseren Sorgen ab.

Doch Tod und Gefahr waren nie weit entfernt. Eines Tages, als wir uns im Freien aufhielten, rollte ein Karren mit Leichen vorbei. Wir rannten zum Zaun, um zu sehen, ob wir einen der Toten kannten.

Ein Mädchen schrie auf: «Mama! Da ist meine Mama!», und brach in Tränen aus. Sie begann zu schluchzen,

und ihr Schmerz steigerte sich zu lautem Wehklagen, während der Karren seinen Weg fortsetzte. Ich empfand Mitleid mit ihr, wusste aber nicht, was ich sagen sollte.

In diesem Moment wurde mir bewusst, dass unsere Mutter vielleicht ebenfalls auf einem Leichenkarren vorbeigekommen war; wir hatten sie nur nicht gesehen. Die Karren fuhren jeden Tag hier entlang. Manchmal waren die Gefangenen tot, manchmal nur dem Tod nah; ohne Unterschied wurden sie alle zu ihrer letzten Ruhestatt geschafft.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nicht mehr über meine Familie nachgedacht. Vielleicht lag es an dem Brot, das wir jeden Abend assen und das mutmasslich nicht nur Sägemehl enthielt, sondern auch ein Pulver namens Bromid, so etwas wie ein Beruhigungsmittel, wodurch wir die Erinnerungen an unser Zuhause vergassen. Woran immer es lag oder nicht lag, ich *durfte* weder für mich selbst noch für Miriam oder sonst irgendwen Mitleid empfinden. Ich durfte mich nicht als Opfer sehen, sonst würde ich umkommen, das wusste ich. Es war ganz einfach. Bei mir war kein Raum für irgendeinen Gedanken ausser dem ans Überleben.

Nachts lagen Miriam und ich in unserem Stockbett zusammen mit zwei anderen Zwillingspaaren. Wir kuschelten uns eng aneinander, aber wir redeten oder flüsterten

nicht. Hätte ich Miriam gesagt, wie hungrig und elend ich mich fühlte, es hätte alles nur schlimmer gemacht. Im Dunkeln hörte ich eine Pfeife, ein Auto oder ein Motorrad, das vorbeifuhr. Marschiergeräusche, Stöhnen, Erbrechen, Gebell und Weinen unterbrachen die Stille des Lagers – ein Orchester zur Untermalung des allgegenwärtigen menschlichen Leids.

Gelegentlich, wenn unsere Aufseherinnen schliefen, kam Frau Csengeri, unsere alte Freundin aus dem Nachbardorf, in unsere Baracke geschlichen, um ihre Töchter zu besuchen. Sie war eine intelligente, wortgewandte Frau. Bei ihrer Ankunft in Auschwitz hatte sie Dr. Mengele davon überzeugt, dass sie ihm behilflich sein könnte, indem sie ihm Informationen über ihre Zwillinge lieferte, und so hatte man ihr gestattet, in der Frauenbaracke zu wohnen. Frau Csengeri brachte ihren Kindern Essen, Unterwäsche, Mützen, Dinge, die sie mitgenommen oder «organisiert» hatte. «Organisieren» bedeutete in der Lagersprache, den Nazis etwas zu stehlen. Ich beneidete diese Mädchen darum, dass sie eine Mutter hatten, die noch am Leben war und sich um sie kümmerte; Miriam und ich hatten niemanden ausser uns.

Ich konnte nicht mehr über Mama, Papa und unsere älteren Schwestern nachdenken. Ich musste mich um Miri-

am und mich selbst kümmern. Ich musste mir selbst immer und immer wieder vorsagen:

Nur noch einen Tag.

Nur noch ein Experiment.

Nur noch eine Spritze.

Nur bitte, bitte, lass uns nicht krank werden.

Sechstes Kapitel

Eines Samstags im Juli marschierten wir wieder zum Labor, und dort injizierte man mir etwas, das ein Krankheitserreger gewesen sein muss. Sie gaben die Spritze nur mir, nicht meiner Zwillingsschwester. Jahre später mutmassten Miriam und ich, dass sie mich für die Spritze auswählten, weil sie beobachtet hatten, dass ich die Stärkere war.

Womit ich nicht gerechnet hatte, war, dass diese Injektion mich krank machen würde. In der Nacht bekam ich hohes Fieber. Mein Kopf dröhnte. Meine Haut war brennend trocken. Mein Körper zitterte so stark, dass ich trotz meiner Müdigkeit nicht schlafen konnte. Ich weckte Miriam.

«Ich bin s-sehr k-k-krank», flüsterte ich ihr mit klappernden Zähnen ins Ohr.

Sie war sofort wach, sofort in Sorge. «Was sollen wir tun?»

«Ich w-w-w-weiss nicht», sagte ich. «L-l-lass uns v-v-versuchen, es zu verheimlichen und so zu t-t-tun, als w-w-w-wäre alles in Ordnung.»

Am Montagmorgen, als wir uns draussen zum Zählappell aufstellten, war mir total schwindelig. Meine Arme und Beine waren mit roten Flecken übersät und auf ihren doppelten Umfang angeschwollen. Es tat so weh, dass ich dachte, ich müsste in meiner eigenen Haut explodieren. Ich zitterte vor Schüttelfrost. Die Sonne wärmte mich ein bisschen und ich versuchte verzweifelt, nicht zu zittern, damit die Pflegerinnen oder Krankenschwestern nicht bemerkten, dass ich krank war. Ich wollte nicht in den Krankenbau gebracht werden. Zweimal waren einzelne Zwillingmädchen aus unserer Baracke erkrankt und in den Krankenbau gebracht worden. Sie kamen nie zurück. Die jeweiligen Schwestern waren dann auch weggeholt worden und ebenfalls nicht zurückgekehrt. Wir vermuteten, dass man bei jedem Zwillingpaar beide tötete, sobald die eine krank wurde. Ich durfte nicht zulassen, dass das Miriam und mir geschah. Warum sollte sie sterben, nur weil ich vielleicht sterben musste?

Unmittelbar bevor der Zählappell tatsächlich begann, gaben die Luftschuttsirenen einen lauten, durchdringenden Warnton von sich: Wir würden bombardiert werden. Mit bebender Freude sah ich die SS-Wachen Schutz su-

chen, während ein Flugzeug, auf dessen einen Flügel die amerikanische Flagge aufgemalt war, über dem Konzentrationslager kreiste. Im Stillen dachte ich: «Schau dir diese Nazis an, sie drangsalieren die ganze Welt, und da laufen sie wie die Hasenfüße!» Ich erkannte das amerikanische Sternenbanner, weil unsere Tante, Papas Schwester, in Cleveland/Ohio lebte. Vor dem Krieg hatte sie uns Briefe mit Briefmarken geschickt, auf denen die amerikanische Flagge aufgedruckt war. Jetzt flog das Flugzeug niedrig und zog einen gelben Kreis aus Rauch über dem gesamten Lager. Selbst in jenen Tagen wussten wir, dass der Flieger keine Bomben innerhalb des Kreises abwerfen würde. Es folgten weitere Flugzeuge, und in der Ferne hörten wir Bombenexplosionen. Die amerikanischen Flugzeuge flössten uns Hoffnung ein. Sie bedeuteten, dass Hilfe unterwegs war. Irgendwann bald würde man uns befreien und wir würden nach Hause zurückkönnen – wenn wir nur lange genug am Leben blieben. Wir Kinder klatschten; dies waren unsere Sternstunden.

Bei unserem nächsten Laborbesuch jedoch machten die Ärzte sich nicht einmal die Mühe, mich zu untersuchen. Sie riefen meine Nummer auf und massen meine Temperatur. Ich begriff, dass ich in Schwierigkeiten steckte. Sofort setzten mich zwei Krankenschwestern in irgendein Fahrzeug, ein Auto oder einen Transporter, und fuhren mit

mir weg. Selbst Miriam bekam ich nicht noch einmal zu sehen, bevor ich weggebracht wurde. Es war das erste Mal während unserer Lagerzeit, dass wir getrennt wurden. In dem wir zusammengeblieben waren, uns gegenseitig gestützt hatten, ein anderes menschliches Wesen hatten, das uns wirklich wichtig war, hatten wir es geschafft, uns nicht so allein zu fühlen.

Die Schwestern brachten mich zum Krankenbau: Block 21, eine verdreckte Baracke nahe der Gaskammer und den lodernden Schornsteinen. Ein grässlicher Gestank erfüllte die Luft. In dreistöckigen Etagenbetten lagen halb tote Gestalten. Reihe um Reihe bildeten sie ein Meer von Menschen, die einen langsamen Tod starben. Es waren alles Erwachsene. Als ich vorüberging, streckten sie ihre knöchigen Finger aus.

«Bitte!»

«Wasser! Wasser!»

«Essen! Bitte! Irgendwas!»

«Helft mir!»

Sie alle schienen zu wehklagen, unfähig, sich zu bewegen. Es schienen sich mir mehr Hände entgegenzustrecken, als dort Menschen sein konnten. Ich erinnere mich, in der Bibel von einem Tal des Todes gelesen zu haben; den Krankenbau erlebte ich als jenes Tal. Er war der furchtbarste Ort, den ich je betreten hatte.

Ich wurde mit zwei älteren Mädchen, Vera und Tamara, auf ein Zimmer gelegt. Beide gehörten jeweils zu einem anderen Zwillingsspaar. Sie hatten Windpocken, waren also nicht allzu krank. Unser Zimmer war klein, aber wir hatten es zu dritt für uns – ein weiteres Privileg für Zwillinge.

An diesem Abend kam und ging die Zeit für die Nacht Mahlzeit. Wir erhielten keine Essensration.

«Wieso geben sie uns nichts zu essen?», fragte ich.
«Wir müssten doch Brot bekommen.»

Vera sagte: «Hier kriegt niemand zu essen, weil sie die Leute zum Sterben herbringen oder sie von hier zum Sterben in die Gaskammer verfrachten.»

«Sie wollen keine Lebensmittel an Sterbende verschwenden», sagte Tamara.

Ich darf nicht sterben, befahl ich mir selbst.

Ich werde nicht sterben.

In jener Nacht war ich zu krank, um hungrig zu sein. Es war schlimm für mich, einzuschlafen, ohne Miriam zum Festhalten an meiner Seite zu haben. Im Dunkeln hörte ich Menschen stöhnen und vor Schmerz schreien. Ihre Schreie zerrissen mich. Noch nie hatte ich so viele Stimmen klagen, heulen und brüllen hören.

Am nächsten Tag kam ein Lastwagen. Die am schlimmsten Erkrankten wurden auf die Ladefläche geworfen, um sie anschliessend direkt zur Gaskammer zu

transportieren. Einige von ihnen kreischten und wanden sich, als sie auf andere, die bereits tot waren, geschleudert wurden.

«Werde ich in die Gaskammer gebracht?», dachte ich. Die Gaskammer war immer gegenwärtig, neben dem Krematorium, das überall um uns seinen Gestank von brennenden Menschenhaaren, Knochen und menschlichem Fleisch in die Luft ausstieß. Die Gaskammer war in diesem Lager für jeden gefährlich nah, aber mehr noch für uns im Krankenbau. Die Laster kamen zweimal wöchentlich. Jahre später erfuhr ich, dass ein Arbeitstrupp, unmittelbar bevor die Leichen ins Krematorium geworfen wurden, Goldzähne ausriss und jeglichen Schmuck entfernte. Die Nationalsozialisten nahmen den Leichen im Schnitt täglich an die 35 Kilogramm Gold ab. Davon wurde jemand reich.

Am Morgen nach meiner Ankunft besuchte mich Mengele mit einem Team vier weiterer Ärzte. Sie diskutierten meinen Fall, als befänden sie sich in einem normalen Krankenhaus. Obwohl sie Deutsch sprachen, verstand ich viel von dem, was sie sagten. Dr. Mengele lachte und sagte mit einem ironischen Grinsen über mich: «Was für ein Pech. Sie ist so jung und hat nur noch zwei Wochen zu leben.»

«Wie kann er das wissen?», fragte ich mich. Nach der bösartigen Spritze hatten sie keinerlei weitere Tests an

mir durchgeführt. Später erst habe ich herausgefunden, dass Mengele wusste, mit welcher Krankheit sie mich infiziert hatten und wie sie verlaufen würde. Es könnte eventuell Beriberi oder Fleckfieber gewesen sein. Ich habe es nie mit Gewissheit klären können.

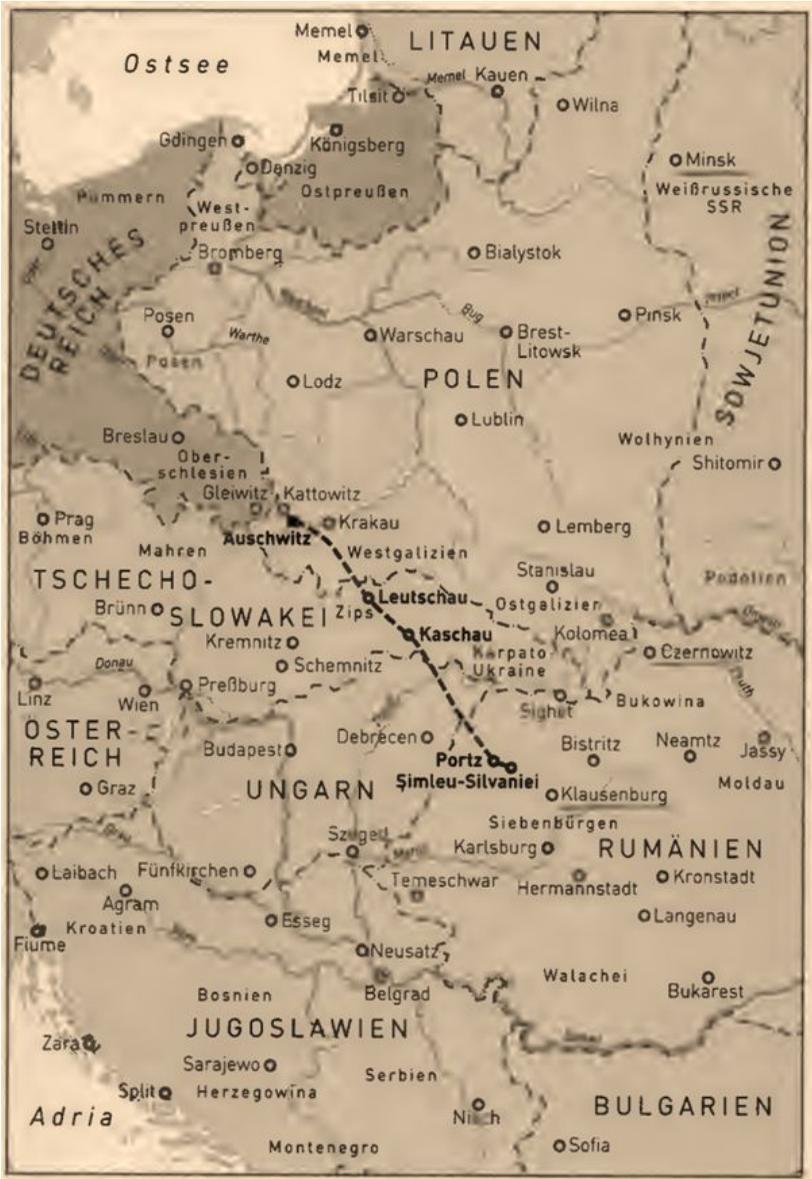
Während ich im Bett lag und Mengele und den anderen Ärzten zuhörte, versuchte ich nicht zu zeigen, dass ich den Inhalt ihrer Gespräche erfasste. Ich sagte zu mir selbst: «Ich bin nicht tot. Ich weigere mich zu sterben. Ich werde diese Ärzte austricksen, Dr. Mengele Lügen strafen und lebend hier herauskommen.» Vor allem anderen aber wusste ich, dass ich zu Miriam zurückkehren musste.

In jenen ersten Tagen hatte ich sehr hohes Fieber, aber niemand gab mir Nahrung, Medikamente oder Wasser. Sie überprüften lediglich meine Temperatur. Ich war dermaßen durstig, brauchte so dringend Wasser, hatte einen so trockenen Mund, dass ich glaubte, nicht viel länger atmen zu können.

Am anderen Ende der Baracke gab es einen Wasserhahn. Ich erinnere mich, dass ich aus dem Bett rutschte, die Tür öffnete und über den Boden robbte, um diesen Wasserhahn zu erreichen. Der raue Zement hinterliess Schürfwunden auf meiner Haut, verkühlte meinen Bauch. Ich streckte die Hände aus und schleppte meinen Körper auf allen vieren weiter, kroch langsam über diesen von



Karte von Osteuropa im Jahr 1937



Evas Reise



Eva und Miriam Mozes, 1935



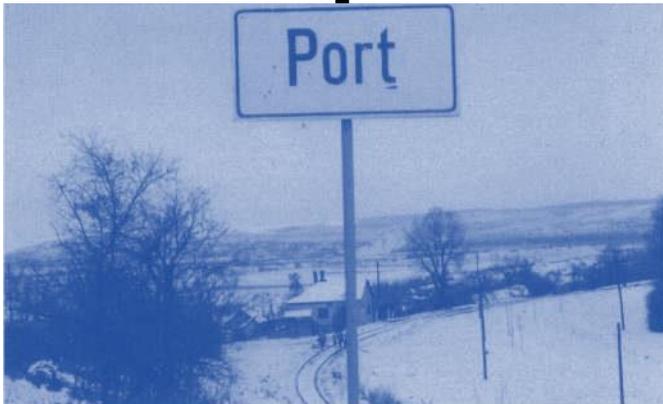
Evas Eltern, Alexander und Jaffa Mozes



*Hinterere Reihe (von links nach rechts): Aliz, Papa, Edit und Freundin Luci
Mittlere Reihe: Eva, Mama, Miriam
Vorn: Cousin Shmulik*



*Stehend: Cousine Magda, Schwester Edit und Kusine Aggi.
Auf der Wiese liegend: Cousine Dvora und Schwester Aliz. Alle Mädchen auf
diesem Bild kamen in den Konzentrationslagern ums Leben.*



Portz, Siebenbürgen



Eingangstor zum Lager Auschwitz mit der Inschrift «Arbeit macht frei»



Die Selektionsrampe von Auschwitz



Auschwitz



Im Lager



Foto von Zwillingen im Labor



Josef Mengele

PAÄSTWOME MIITEJIA
31-5/2 Dv. 10.12.44

Der Lagerarzt des . 10. AUG. 1944. Birkenau, B. August 1944
des Auschwitz II. (F. Auslager)

An das
Hygiene-Institut der Waffen- u. Polizei,
A u s c h w i t z.

Anbei wird Blutmaterial zur Untersuchung auf
Rest N, Na Cl., Takata-Ara, Vitamin C eingesandt:

50132
12. " A 5131 Malek Judith
13. " A 80912 Kohnstein Emilie
14. " A 7736 Malek Solomon.
15. " A 5771 Molnar Maria
16. " A 6035 Moskowitz Helena
17. " A 7063 Mozes Eva
18. " A 80913 Kohnstka Gisele

2.13/44

Der Lagerarzt des
des Auschwitz II.
H-Untersucher

Originaldokument, das belegt, dass Evas Blutproben auf Harnstoff-Stickstoff, Natriumchlorid, Takata-Ara-Reaktion und Vitamin C untersucht wurden. Es existieren auch Dokumente, die Tests auf Syphilis und Scharlach belegen.

Exkrementen und schmierigem Belag bedeckten Boden. Von Zeit zu Zeit verlor ich das Bewusstsein, kam dann erneut zu mir und schob mich Zentimeter um Zentimeter vorwärts.

Ich werde wieder gesund, wiederholte ich unentwegt im Stillen.

Ich muss leben. Ich muss überleben.

Das Bedürfnis nach Wasser überwältigte mich. Das Seltsamste ist, dass ich mich nicht erinnere, tatsächlich Wasser getrunken zu haben. Es muss so gewesen sein, denn nur auf diese Weise kann ich überlebt haben. Ich weiss nicht einmal mehr, wie ich zurück in mein Etagenbett in dem Raum, den ich mit den anderen Mädchen teilte, gekommen bin. Und doch habe ich mich zwei Wochen lang jede Nacht zu diesem Wasserhahn geschleppt.

Nach meiner ersten Woche im Krankenbau fand Miriam heraus, dass ich absolut nichts zu essen bekam. Frau Csengeri, unsere alte Freundin, sagte es ihr. Frau Csengeri fungierte als Botin, die heimlich von Baracke zu Baracke schlich, wenn sie ihre eigenen Zwillingstöchter besuchte. Miriam begann, ihr Brot für mich aufzusparen, und reichte es an Frau Csengeri weiter, damit sie es mir übergab. Man stelle sich Miriams Willenskraft vor, eine Zehnjährige, die beschliesst, eine Woche lang nichts zu essen! Dieses täg-

liche Stück Brot von meiner Zwillingsschwester half mit, mein Leben zu retten, und verstärkte meine Entschlossenheit, zu ihr zurückzukehren.

Nach zwei Wochen sank wie durch ein Wunder mein Fieber. Ich fühlte, dass meine Kräfte allmählich wieder zunahmen. Eines Nachts wurde ich wach und sah die Silhouette unserer Blockaufseherin: schlank und dunkel. Hin und wieder stahl sie sich bei Nacht in unser Zimmer und gab uns etwas zu essen. «Hier ist ein Stück Brot für dich», sagte sie leise und legte es auf mein Bett. «Wenn das irgendjemand herausfindet, werde ich bestraft.» Einmal gab sie Vera, Tamara und mir sogar ein Stück von ihrem Geburtstagskuchen. Was für ein Leckerbissen! Das schmeckte so gut, so wunderbar. Wir verschlangen es, leckten unsere Finger ab und anschliessend das Papier, in das der Kuchen eingewickelt gewesen war. Selbst in Auschwitz gab es ein paar barmherzige Menschen.

Dennoch, wenn ich an jene Tage zurückdenke, bin ich mir nicht sicher, warum sie mir während der ersten beiden Wochen, in denen ich so krank war, kein Wasser gab. Ich kann nur mutmassen, dass sie ihre Anstrengungen auf die konzentrierte, die dem äusseren Eindruck nach überleben würden.

Da meine Kräfte wuchsen, wollte ich so schnell wie nur möglich aus diesem Krankenbau heraus, aber ich hatte im-

mer noch Fieber. Dr. Mengele und sein Team erschienen zweimal täglich und kontrollierten meine Fieberkurve. Ich musste sie überzeugen, dass meine Temperatur sank, damit ich in die Zwillingsbaracke zurückgeschickt würde. Also heckte ich einen Plan aus.

Vera und Tamara brachten mir bei, wie man das Thermometer ablas. Wenn die Schwester, eine Mitgefangene, hereinkam und mir das Thermometer unter den Arm steckte, sagte sie mir, ich solle es dort lassen, bis sie zurückkam. Nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, holte ich das Thermometer heraus, las es ab und schüttelte es ein wenig herunter. Dann schob ich es fast der ganzen Länge nach seitlich in die Achselhöhle zurück und liess es am hinteren Ende heraus schauen, so dass es keinerlei Veränderungen mehr registrierte. Die Schwester kam wieder, las meine Temperatur ab und schrieb sie auf. Ich musste sehr aufpassen und schrittweise vorgehen, damit Mengele nicht misstrauisch wurde wegen meiner Genesung. Und der Plan funktionierte! Drei Wochen später wurde ich entlassen.

Voller Freude kehrte ich zu meiner Schwester zurück. Jetzt, da wir wieder zusammensein konnten, war mir klar, dass ich genesen würde. Aber Miriams Aussehen entsetzte mich. Sie hatte einen leeren Ausdruck in den Augen, sass da und starrte in die Gegend. Sie wirkte schwach und teilnahmslos.

«Was ist los?», fragte ich sie. «Was ist passiert? Was haben sie mit dir gemacht?»

«Nichts», sagte Miriam. «Lass mich in Ruhe, Eva. Ich kann nicht darüber sprechen.»

Ich begriff, dass unsere Trennung Miriam schlimm zugesetzt hatte. Sie hatte geglaubt, ich käme nicht wieder; die Vorstellung, ganz allein zu sein, hatte ihr die Hoffnung geraubt. In der Lagersprache war sie zum *Muselmann* geworden, zum lebenden Leichnam, zu jemandem, der keinen Antrieb mehr hatte, um für sein Leben zu kämpfen.

In den ersten beiden Wochen meiner Abwesenheit wurde sie nicht ins Labor geschickt. Sie wurde isoliert, unter ständiger Bewachung der SS. Anfangs wusste Miriam nicht, was mit mir geschah, aber meine Zwillingsschwester spürte wohl, dass man auf etwas wartete. Als ich nicht starb, wie Mengele eigentlich gedacht hatte, wurde Miriam ins Labor gebracht, und ihr wurden zahlreiche Spritzen injiziert, die sie krank machten. Die Injektionen stoppten das Wachstum ihrer Nieren, sodass sie bei der Grösse einer Zehnjährigen blieben. Den Zweck dieses Experiments an meiner Schwester habe ich nie herausgefunden.

Was ich jedoch tatsächlich erfuhr, war, dass Mengele meinen Tod durch die Krankheit, mit der ich infiziert worden war, geplant hatte. Dr. Miklos Nyiszli, ein jüdischer

Mitgefangener und Pathologe von Beruf, schrieb und veröffentlichte einen Augenzeugenbericht, in dem er schilderte, dass Mengele regelmässig Pathologen beauftragte, Autopsien an Zwillingen durchzuführen, die im Abstand von wenigen Stunden gestorben waren – eine einzigartige Gelegenheit, die Auswirkung von Krankheiten zu untersuchen, durch Vergleich eines gesunden und eines kranken Körpers, die ansonsten fast vollständig identisch waren. Wäre ich im Krankenbau gestorben, so hätte man Miriam eilig ins Labor gebracht und mit einer Chloroforminjektion ins Herz getötet. In zeitgleich vorgenommenen Autopsien hätte man meine kranken Organe mit ihren gesunden verglichen. Wären die Organe irgendwie von wissenschaftlichem Interesse gewesen, hätte Mengele sie persönlich angeschaut und dann in einem Paket mit der Aufschrift «Eilt! Kriegsmaterial» ans anthropologische Institut in Berlin-Dahlem geschickt.

Ich aber, ein zehnjähriges Mädchen, hatte über Mengele triumphiert, indem ich sein Experiment überlebte. Jetzt war es an mir, meiner Zwillingsschwester zu helfen, damit sie wieder gesund wurde. Ich durfte sie nicht verlieren. So einfach war das. Wie es mir gelingen sollte, war eine andere Frage.

Siebentes Kapitel

In Auschwitz-Birkenau wussten wir nie, was der nächste Tag bringen würde.

Jeder Tag brachte neue Bedrohungen, die wir zu überleben versuchten. Miriam war schwer erkrankt, und dies war mehr als nur der unaufhörliche, Ruhrbedingte Durchfall. Wir hatten zwar alle Durchfall, Miriam aber hatte ihren Lebenswillen verloren. Ich musste irgendeine Möglichkeit finden, ihr bei der Genesung zu helfen. Eine der Ursachen für ihre Krankheit waren die Spritzen, die man ihr während meiner Abwesenheit gegeben hatte.

Im Lager hiess es, Kartoffeln würden uns kräftigen und seien gut gegen den Durchfall. Die Menschen in Auschwitz «organisierten» alles, was sie zum Überleben brauchten, von den Nationalsozialisten. Das Organisieren sahen die Lagerinsassen als einen siegreichen Akt an. Das Problem war, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie

etwas gestohlen hatte, mit Ausnahme eines Gegenstands: eines Bechers.

Irgendwann einmal, es war auf dem Weg zur Dusche und wir marschierten in einer Fünferreihe, waren wir auf einen Stapel Töpfe und Pfannen zugesteuert. Ich hatte mich von meinem Platz in der Mitte der Reihe an den Rand geschoben. Ich sprang vor, griff nach einem Becher, verbarg ihn im locker sitzenden Oberteil meines Kleids und marschierte weiter, als sei nichts passiert. Falls der SS-Mann, der uns begleitete, mich gesehen hatte, sagte er jedenfalls nichts.

Den Gerüchten zufolge wurde jeder beim Stehlen Er-tappte gehängt, ebenso wie jene, die zu fliehen versuch-ten. Die Nationalsozialisten hatten uns zuvor gezwungen, solchen Hinrichtungen beizuwohnen, und dazu gesagt, wir sollten genau hinschauen, dies sei, was uns bei Dieb-stahl oder Fluchtversuch blühe. Ich erinnere mich, wie ich im Stillen dachte: «Oh, das Leben hier ist ja so grossartig. Warum um Himmels willen sollten wir zu fliehen versu-chen?» Ich beschloss, irgendwie an ein paar Kartoffeln zu gelangen, damit Miriam wieder gesund wurde. Ich wusste nicht, was mit mir passieren würde, wenn ich Kartoffeln einzustecken wagte, aber ich wusste wohl, es konnte den Tod bedeuten. Ein Galgen, ein Holzgerüst als Vorrichtung zum Erhängen, stand vor Block 11. Doch selbst wenn

mich dies erwartete für den Fall, dass man mich erwischte – das Risiko musste ich für Miriam unausweichlich auf mich nehmen. Ich konnte Miriam nicht sterben lassen.

Einige andere Zwillinge aus unserer Baracke kochten nachts Kartoffeln, also fragte ich sie, woher ich ein paar Kartoffeln kriegen könne. Sie sagten mir, der einzige Ort, um an Kartoffeln zu kommen, sei die Küche, und so meldete ich mich freiwillig zum Essenaustragen. Auf diese Weise würde ich eines von den zwei Kindern sein, die einen riesigen Behälter Suppe, so gross wie ein Hundertdreissig-Liter-Müllcontainer, von der Küche bis ans Ende des Lagers zu unseren Baracken schleppten. Der normale Fussweg dauerte zwanzig Minuten; den schweren, vollen Behälter herzuzerren, dauerte noch länger. Als ich mich zum ersten Mal freiwillig meldete, wurde ich nicht genommen. Am nächsten Tag meldete ich mich wieder und wurde mit einem anderen Zwilling dazu bestimmt, die tägliche Suppe zu holen, eine wässrige Flüssigkeit, in der gelegentlich ein paar Kartoffelstücke schwammen.

Kaum hatte ich die Küche betreten, da sah ich einen langen Metalltisch, auf dem Töpfe und Pfannen standen. Darunter entdeckte ich zwei Säcke Kartoffeln. Einen Augenblick lang zögerte ich. Wenn ich erwischt wurde, konnte ich sterben, aber wenn ich es nicht versuchte, würde Miriam sterben.

Ich bückte mich und spähte umher, ob mich irgendjemand beobachtete. Während mein Herz so heftig klopfte, dass es in meinen Gehörgängen zu spüren war, griff ich in den einen Sack und schnappte mir zwei Kartoffeln. Dann packte mich jemand am Kopf und zog mich hoch. Es war die Küchenangestellte, eine dicke Gefangene, die ein gestreiftes Tuch um den Kopf trug.

«Das darfst du nicht!», schrie sie mir ins Gesicht.

«Was darf ich nicht, gnädige Frau?» Mit grossen Augen spielte ich die Unschuldige.

«Es gehört sich nicht, zu klauen! Leg das zurück.»

Ich liess die Kartoffeln wieder in den Sack fallen. Ich rechnete damit, sofort zum Galgen gezerrt zu werden, aber das geschah nicht. Fast hätte ich vor Erleichterung zu lachen begonnen, als ich begriff, dass das Ausschimpfen meine einzige Strafe bleiben würde. Ich hatte soeben gelernt, dass ein Mengele-Zwilling zu sein auch bedeutete, dass niemand uns bewusst Schaden zuzufügen wagte, solange Mengele uns lebend haben wollte. Er brauchte uns ja, um seine Experimente fortzuführen.

Aber ich befürchtete dennoch, die Küchenangestellte könnte meinen Diebstahlversuch an die *Biocova*, unsere Blockaufseherin, melden, und dann würde man mir nicht mehr erlauben, das Essen auszutragen. Am nächsten Tag

jedoch meldete ich mich wieder freiwillig und wurde wieder genommen.

Dieses Mal war es leichter, Kartoffeln zu organisieren, ohne erwischt zu werden. Ich war bei Weitem nicht so nervös, weil ich wusste, dass mir schlimmstenfalls eine Standpauke drohte.

Sobald ich bei den Säcken war, griff ich unter dem Tisch schnell drei Kartoffeln und versteckte sie in meinem Kleid. Diesmal sah es niemand. Geschafft! Dieser winzige Geheimvorrat an Kartoffeln war einer der grössten Schätze, die ich je besessen hatte. Ich konnte es kaum noch aushalten bis zum Abend.

Jede heimliche Aktivität wie etwa Kochen musste nachts vonstatten gehen, nachdem die *Biocova* und ihre Helferin in ihren kleinen Zimmern am Eingang der Baracke schlafen gegangen waren. Eines der Zwillingmädchen hatte ein paar Kohlen mitgebracht, die es tagsüber organisiert hatte. Wir hatten einen Ofen am Ende der Backsteinbank, die mitten durch die Baracke verlief, und wir entzündeten darin ein Feuerchen. Eine von uns stand neben der geschlossenen Tür der *Biocova* Wache für den Fall, dass sie aufwachte. Andere Mädchen hielten sich am Eingang der Baracke auf und signalisierten mit Fussklopfen, wenn sich jemand näherte. Im Dunkeln wechselten wir uns mit dem Kochen ab.

Ich benutzte meinen eigenen Topf und kochte meine Kartoffeln – mit Schalen, Augen, Erdkrusten und allem! Dann hatten Miriam und ich unser Festmahl. Wir assen die Kartoffeln ohne Salz und Butter, aber sie schmeckten uns köstlich. Sie erfüllten uns mit Wärme und hoben unsere Stimmung. Ich hätte Miriam das gesamte Essen gegeben, aber ich war am Verhungern und brauchte Kraft, um für uns beide zu sorgen.

Danach meldete ich mich jeden Tag zum Transport des Suppenbottichs, auch wenn ich vielleicht nur ein- oder zweimal wöchentlich genommen wurde. Doch mit jedem Mal wurde ich besser im Organisieren. Ich nahm grundsätzlich mehr Kartoffeln mit, als wir für den Tag brauchten. Dadurch hatten Miriam und ich für gewöhnlich an drei Tagen pro Woche Kartoffeln.

Manchmal schlich sich Frau Csengeri nachts herein und kochte die Kartoffeln, die sie für ihre Zwillingstochter organisiert hatte. Sobald eine Person mit Kochen fertig war, nahm eine andere ihren Platz am Ofen ein. Wir formierten eine kleine Truppe und hatten immer einen Wachdienst postiert, damit wir nicht erwischt wurden.

Jeder kannte das System und die Regeln. Obwohl wir allé nur Haut und Knochen waren und der Hunger uns

daran erinnerte, dass wir noch am Leben waren, versuchten wir nicht, uns gegenseitig Essen wegzunehmen.

Die Kartoffeln, die ich Miriam brachte, wirkten tatsächlich wie Medizin. Ihr Gesundheitszustand besserte sich, sie kam zu Kräften und war wieder bereit, selbst um ihr Leben zu kämpfen. Ich kann, ohne dass dies ihre Gefühle verletzt hätte, sagen, dass meine Schwester damals gestorben wäre, wäre ich nicht da gewesen. Umgekehrt hatte auch mir die Fürsorge für Miriam geholfen, robuster und stärker zu werden. Weil wir Zwillinge waren, klammerten wir uns aneinander. Weil wir Schwestern waren, verliessen wir uns aufeinander. Weil wir zu einer Familie gehörten, liessen wir nicht los.

In Auschwitz war es so einfach zu sterben. Zu überleben war ein hartes Stück Arbeit.

Achtes Kapitel

Während der Sommer 1944 zum Herbst wurde, änderten sich die Dinge. Immer mehr Flugzeuge dröhnten über uns hinweg und bombardierten Kommandostellen und Fabriken der Nationalsozialisten. Manchmal fanden zwei oder drei Luftangriffe pro Tag statt. Obwohl wir kein Radio hatten und keine Nachrichten empfangen konnten, begriffen wir, dass die «Guten» zu unserer Befreiung kamen. Ich musste meine Zwillingschwester und mich so lange am Leben halten, bis sie da waren. Miriams Leben war meine Aufgabe und mein Lebenszweck. Doch die Bedingungen im Lager wurden nicht besser. In mancher Hinsicht wurden sie schlechter.

In der Nacht des 7. Oktobers weckte uns der Lärm einer gewaltigen Explosion. Sirenen heulten. Hunde bellten. Was war da los? Später fanden wir heraus, dass Juden des *Sonderkommandos* (Gefangene, die gezwungen wurden,

Leichen ihrer Mitgefangenen zu verbrennen) rebelliert hatten und das Krematorium IV in Birkenau in die Luft gejagt hatten. Sie hatten Sprengstoff verwendet, der von einer Gruppe jüdischer Mädchen, die in der Sprengstofffabrik der Nationalsozialisten arbeiteten, zu ihnen hereingeschmuggelt worden war. Die Männer des Sonderkommandos hatten beschlossen, lieber kämpfend unterzugehen, als in der Gaskammer zu sterben. Sie wollten Rache üben für den Tod von Familienangehörigen und Freunden.

Gerüchte kursierten, dass die SS, während die alliierten Streitkräfte – die Armeen der Amerikaner, Briten und Sowjets – im Anmarsch waren, alle Lagerinsassen töten würde. Trotz alledem setzte Dr. Mengele seine Experimente fort, immer noch in der Hoffnung, eine bedeutende wissenschaftliche Entdeckung zu machen.

Zu dieser Zeit war uns nicht bekannt, dass vom Führungsstab der Nationalsozialisten Befehle ausgegeben worden waren, wonach Dr. Mengele das sogenannte Zigeunerlager «liquidieren» sollte, in dem sich mehr als zweitausend Gefangene, meist Frauen und Kinder, befanden. Obwohl Mengele die Zigeuner für seine Forschungen aufzubewahren versucht hatte, befolgte er die Befehle. Sie wurden in die Gaskammern gebracht, getötet und eingeäschert.

Man verfrachtete Miriam und mich und alle Zwillinge aus unserer Baracke von unserem Lager ins nun leerstehende Zigeunerlager. Die Insassen hatten Decken und bunte Gemälde an den Wänden hinterlassen. Wir wussten nicht, weshalb die Nazis uns in ihr Lager verlegt hatten. Es lag in der Nähe einer Gaskammer und eines Krematoriums, und das Gerücht ging um, dass wir als Nächste vergast würden.

An jenem ersten Tag standen wir von fünf Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags beim Zählappell draussen in der Kälte, während hier und da Schneeeiseln den Boden bedeckten. Es war der längste Zählappell, den wir je mitmachen mussten, weil eine Gefangene fehlte. Der Gestank des Krematoriums schwängerte die Luft, vermischte sich mit Kälte und Nebel. Meine Füße erfroren und die meiner Schwester ebenfalls. Wir fanden nie heraus, wohin die Gefangene entkommen war.

In den nachfolgenden Wochen blieben wir im Zigeunerlager, wir lebten im Schatten des Krematoriums in der beständigen Furcht, getötet zu werden. Wir erfuhren nie, wieso das nicht geschah. Vielleicht retteten uns Befehle aus Berlin, dass keine Juden mehr vergast werden sollten. Die Nationalsozialisten müssen inzwischen gewusst haben, dass sie im Begriff waren, den Krieg zu verlieren. Vielleicht wollten sie ihre Gräueltaten vertuschen.

Dann, Anfang Januar 1945, mussten immer mehr Menschen auf Befehl der SS die Baracken verlassen und Gewaltmärsche antreten. «Raus! Raus!», schrien sie. «Alle raus! Wir bringen euch zu eurem eigenen Schutz weg von hier.» Wir hörten, dass jetzt Tausende von Menschen tief ins Landesinnere von Deutschland marschieren mussten.

«Ich werde die Baracke nicht verlassen», sagte ich zu Miriam. «Ich gehe auf keinen Marsch.» Ich überlegte mir, dass die Nazis nicht besonders freundlich zu uns gewesen waren, als sie den Krieg zu gewinnen schienen, also würden sie bestimmt kein bisschen freundlicher sein, wenn sie ihn verloren. Wir blieben.

Zu meiner Verwunderung kam niemand und holte uns. Die Nationalsozialisten hatten es so eilig, alle herauszuscheuchen, dass sie sich nicht die Mühe machten, jede Baracke zu kontrollieren. Ein paar Zwillinge blieben gemeinsam mit uns zurück, auch Frau Csengeri und ihre Töchter. Damals ahnte ich nicht, dass viele andere ebenfalls zu bleiben beschlossen hatten.

Am nächsten Morgen wachten wir auf und uns wurde bewusst, dass wir den Zählappell verpasst hatten. Wir entdeckten, dass die Nazis weg waren ... zumindest schien es so. Wir sahen keine Wachen, keine SS, keinen Dr. Mengele. Wie froh und glücklich waren wir! Die Nazis waren weg! Jetzt waren wir auf uns selbst gestellt. Ich verbrach-

te meine Zeit damit, nach Essbarem, Wasser und Decken zu suchen, um meine Schwester und mich am Leben zu erhalten.

Einer der männlichen Gefangenen hatte ein Loch in die Stacheldrahtabspernung geschnitten, sodass wir von einem Lager ins andere wechseln konnten. Zwei andere Mädchen und ich begaben uns auf die Suche nach zurückgelassenen Dingen und durchkämmten Fläche um Fläche. Ich brauchte dringend Schuhe. Ich trug immer noch jene von zu Hause, die ich angehabt hatte, als ich in Auschwitz eingetroffen war. Die Sohlen klappten immer wieder herunter. Ich band sie mit einem Stück Schnur fest, aber es war immer noch ziemlich schwierig, damit zu laufen. Miriams Schuhe waren in besserem Zustand, weil sie in der Baracke geblieben war und unsere wenigen Habseligkeiten bewacht hatte, wenn ich zum Organisieren unterwegs war.

Die Mädchen und ich gingen zu dem Ort, an dem die Nazis alle Kleider, Schuhe und Decken aufbewahrten, die sie den Gefangenen weggenommen hatten. Es war ein riesiges Gebäude, von den Nazis «Kanada» genannt, vielleicht weil sie Kanada als Ort des Überflusses sahen. Persönliche Habseligkeiten türmten sich bergehoch bis zur Decke. Ich durchstöberte sie nach Schuhpaar für Schuhpaar, aber ich fand kein passendes, und so wählte ich

schliesslich eines, das zwei Nummern zu gross war. Ich füllte den Raum um die Zehen mit Stoffetzen und umwickelte die Schuhe mit einer Schnur. Zumindest hatte ich jetzt warme Füsse. Ich nahm ein paar Mäntel und Decken für uns und trug sie zurück zu der Baracke, wo wir uns warm anzogen.

Eines Nachmittags ging ich in die Küche, um Essen zu organisieren. Ein paar Kinder und einige Erwachsene, die dageblieben waren, hatten sich schon dort eingefunden und holten Brot.

Ich hatte gerade vier oder fünf Brotlaibe auf dem Arm, da hörte ich merkwürdigerweise das Geräusch eines Autos. «Die Nazis sind weg, wer kommt denn jetzt mit dem Auto?», fragte ich mich verwundert. Wir rannten nach draussen, um nachzusehen. Ein Wagen, der an einen Jeep erinnerte, stand da, vier Nazis mit Maschinengewehren sprangen heraus und begannen, Kugeln in alle Richtungen zu feuern.

Ich erinnere mich, dass ich eine Gewehrmündung auf meinen Kopf gerichtet sah, ungefähr einen Meter von mir entfernt, dann verlor ich das Bewusstsein.

Als ich zu mir kam, dachte ich, ich sei tot. Überall um mich herum sah ich Leichen.

Nun denn. Wir sind also alle tot, dachte ich. Dann bewegte ich meine Arme. Ich bewegte meine Beine. Ich be-

rührte die Person neben mir, aber sie bewegte sich nicht. Ihr Körper war kalt. Oh! *Sie* war tot, aber ich lebte!

Ich stand auf, sehr dankbar, am Leben zu sein. Gewiss, so dachte ich, hatte mich ein Schutzengel in Ohnmacht fallenlassen, bevor die Kugeln mich trafen, denn ich hatte keine Zeit gehabt, nachzudenken oder selbst irgendetwas zu meiner Rettung zu tun.

Ich rannte zur Baracke zurück. «Miriam?», rief ich, während ich hineinstürzte.

Da war sie. «Was ist passiert?», fragte sie mit erschrockenen aufgerissenen Augen.

«Die Nazis sind zurück!», sagte ich und fügte hinzu: «Ich frage mich, wieso. Um ein Haar hätten sie mich umgebracht!» Ich erzählte ihr, was geschehen war und welche Panik mich überwältigt hatte. «Jetzt haben wir überhaupt kein Brot. Ich hatte solche Angst, ich bin nur um mein Leben gerannt.»

«Oh, Eva», sagte sie, «was wäre, wenn sie dich umgebracht hätten?»

Danach redeten wir nicht mehr über ein «Was wäre, wenn». Wir umarmten uns nur und liessen uns nicht mehr los.

In der darauffolgenden Nacht wurden wir von Rauch und Hitze geweckt. Flammen schossen vom Dach herab. Wir fühlten die sengende Hitze des Feuers durch die Barackenmauern. Die Baracke brannte! Wir schnappten un-

sere Sachen und rannten ins Freie. Die Nazis waren wieder im Lager, sie waren nicht mehr untergetaucht, und vermutlich versuchten sie, Beweise für ihre Verbrechen zu vernichten.

Flammen röteten den Himmel, so weit wir sehen konnten. SS-Wachen hatten ein Krematorium und das Gebäude namens Kanada in die Luft gesprengt. Hemden und Kleider aus Kanada flogen inmitten von Funken und Asche durch die Luft. Zugleich griffen die Alliierten an und Bomben erleuchteten den Himmel. Es schien, als stünde die ganze Welt in Flammen.

Tausende Menschen strömten aus den endlosen Barackenreihen. Dieselben SS-Leute, die ich vor der Küche gesehen hatte, liessen uns zum Abmarsch antreten. «Wer nicht schnell genug marschiert, wird erschossen!», schrie ein Wachmann. Zur Warnung feuerte er blindlings in die Menge.

«Miriam, bleib bei mir», flüsterte ich. Wir wussten nicht, wohin wir unterwegs waren. Ich hielt ihre Hand ganz fest umklammert. Wir arbeiteten uns in die Mitte der Gruppe vor. Das war sicherer als vorne oder hinten, wo wir vielleicht Aufmerksamkeit erregen konnten. Wenn sie zu schiessen anfangen, waren wir von anderen Menschen umgeben.

Die Menge zerrte uns mit. Bei dem Geschubse und Gedränge in diesem grossen Pulk mussten wir darum kämp-

fen, unseren Platz in der Mitte zu behalten. Die SS feuerte immer wieder wahllos, während sie uns zusammentrieb. Rings um uns fielen Menschen tot zu Boden, unsere Angst wuchs. Alle Kinder und älteren Menschen, die bei den früheren Märschen nicht mitgenommen worden waren, waren bei diesem Marsch dabei. Später erfuhren wir, dass in jener Nacht zusammen mit uns achttausendzweihundert Menschen Birkenau verliessen. Unterwegs wurden davon binnen einer Stunde tausendzweihundert getötet. Nur siebentausend Menschen kamen in den Baracken von Auschwitz an.

Mitgerissen von der Bewegung der Menschenmasse landeten wir schliesslich wieder bei den Baracken von Auschwitz. Es war immer noch mitten in der Nacht, aber die Backsteingebäude leuchteten im Schein von Jupiterlampen. Da die Leute nicht wussten, was als Nächstes passieren würde, begannen sie heftig vorwärtszudrängen und sich in das zweistöckige Gebäude zu schieben. Auch Miriam und ich rannten auf der Suche nach Schutz zu diesem Bau.

Unerklärlicherweise verschwanden jetzt die SS-Wachen.

Und irgendwie, ich kann mich nicht erinnern, wie es passiert ist, irgendwie verlor ich in dem Durcheinander meine Zwillingsschwester.

«Miriam?», rief ich. «Miriam! Miriam! Wo bist du?»

Ich wandte mich wieder und wieder in alle Richtungen. Sie war nicht da, sie war nirgends!

Jetzt geriet ich in Panik; mein Herz hämmerte in meiner Brust, mein Atem ging stossweise, mein Gesicht brannte trotz der Kälte. Meine Augen, die hierhin und dorthin schossen, füllten sich mit Angsttränen.

«Was ist, wenn Miriam in einer anderen Baracke landet?», dachte ich.

«Was ist, wenn sie woandershin abtransportiert wird?
Was ist, wenn sie verletzt wird?

Was ist, wenn sie stirbt? Wer wüsste dann, dass er mir Bescheid sagen muss?

Was ist, wenn ich sie nie wiedersehe!»

Ich verliess das zweistöckige Gebäude, zog halb laufend, halb rennend von Baracke zu Baracke und rief ihren Namen. «Miriam! MIR-LAM! MI-RI-AM!»

Ich fragte alle und jeden, ob ihnen ein Mädchen begegnet sei, das genau wie ich aussah. «Sie heisst Miriam», sagte ich zu ihnen, «Miriam Mozes. Bitte, bitte. Habt ihr ein Mädchen gesehen, das Miriam heisst?»

Ein paar freundliche Menschen erkannten wohl meine Verzweiflung, meine Panik. Sie halfen mir, indem sie zusammen mit mir laut ihren Namen riefen: «Miriam Mozes! Miriam Mozes!» Aber wohin ich auch ging, wo

immer ich suchte, wie laut ich auch schrie, ich fand sie nicht.

Als Miriam nach einer Weile immer noch nicht antwortete, stellten die anderen ihre Hilfe beim Suchen ein. «Such weiter», drängten sie mit mitleidigem Blick, während sie vor Erschöpfung in sich zusammensackten. «Sie muss ja irgendwo hier sein.»

«Miriam! Miriam!» Ich liess keine dreissig Sekunden verstreichen, ohne laut ihren Namen zu rufen.

Auch wenn ich Mitleid und Anteilnahme in einigen Augen sah – andere Menschen scherten sich nicht darum, wollten nicht damit behelligt werden. Sehr viele von ihnen waren einfach bedient, sie hatten nicht ein Gramm Mitgefühl übrig für jemand anderen. «Du suchst nach deiner Schwester? Na und? Ich habe überhaupt niemanden.»

Ich hätte ihnen gern entgegengeschrien, dass Miriam mehr als eine Schwester für mich war. Sie war mein zweites Ich. Unser beider Überleben hing davon ab, dass die andere da war! Doch ich hatte keine Zeit, über jene verlorenen Seelen nachzudenken. Ich musste Miriam finden. Ich *musste*.

Ich suchte weiter. «Miriam! Miriam», rief ich, und meine Stimme wurde immer heiserer und dünner. Ich war hungrig und müde. Aber ich erlaubte mir nicht, mich hinzusetzen und auszuruhen. Ich hörte nicht auf.

Angsterfüllt lief ich von einem Gebäude zum nächsten, unfähig, meine Suche aufzugeben. Endlos viele ausgemergelte Menschen, deren dünne Häftlingskleidung ihre bedauernden Gestalten verhüllte, versperrten mir den Blick, egal, wohin ich schaute. Es schien so viele andere Menschen zu geben! Für mich sahen sie alle gleich aus, weil sie nicht Miriam waren. Was konnte mit ihr geschehen sein? Ein kurzer Moment nur, während wir um unsere Sicherheit rannten, und wir waren getrennt worden! Was hatten wir getan? Ich suchte weiter.

Meine Füße schlurften vorwärts, ich ruderte mit den Armen, um in Bewegung zu bleiben, und ich verbot mir, an meinen Hunger zu denken, an die Schmerzen in meinem Bauch, an meine Zunge, die so trocken war, dass sie am Gaumen klebte. Nichts davon war wichtig. «Miriam! Miriam Mozes! Miriam!»

Stunde um Stunde, Minute um Minute, Sekunde um Sekunde – sie türmten sich aufeinander in meiner Panik. Ich hatte nun seit vierundzwanzig Stunden gesucht. Keine Miriam! Sie konnte aber doch nicht einfach verschwunden sein. Ich weigerte mich, das zu glauben. Wo war sie?

Ich war bereits halb gefühllos vor Verzweiflung und Erschöpfung, als ich wieder einmal durch eine neue Tür stolperte.

«Miriam! Miriam Mozes! Miri...»

Ich stiess gegen jemanden, der ungefähr so gross wie ich war. «Entschuldigung.» Ich war im Begriff, an dieser Person vorbeizutaumeln, als ich plötzlich begriff: Es war Miriam.

«Miriam! MIRIAM!» Ich fiel in ihre Arme. Sie fiel in meine. «Wo warst du? Ich habe dich gesucht, gesucht, gesucht! Was ist passiert?»

«Ich habe *dich* gesucht!», verkündete sie. «Was ist mit *dir* passiert?»

Wir umarmten uns, wir küssten uns. Während wir uns gegenseitig festhielten, glitten wir zu Boden, um dort auszuruhen. Wir weinten und klammerten uns aneinander.

«Eva, wo bist du gewesen?», fragte Miriam mich unter Tränen. «Wir haben einen Riesenfehler begangen, als wir losgerannt sind. Ich habe gedacht, ich sehe dich nie wieder.»

«Nein. Darüber habe ich mir keine grossen Gedanken gemacht. Ich musste dich doch finden!», behauptete ich. Dann aber gestand ich ihr die Wahrheit. «Ich war total verzweifelt.»

Ich sank in ihre Arme, und es war ein Gefühl wie an Chanukka, unserem Lichterfest. Es war ein Wunder!

Ich empfand ein Gefühl der Erleichterung und Liebe von solcher Intensität, wie ich es in meinem ganzen Le-

ben nie stärker empfunden habe. Ich lehnte mich zurück, um Miriams abgemagertes Gesicht anzuschauen, dann schlang ich erneut meine Arme um sie und hielt sie ganz fest. Diese vierundzwanzigstündige Suche nach ihr hatte sich wie eine Ewigkeit angefühlt. Je mehr ich Miriam festhielt, desto sicherer war ich, dass wir nie wieder getrennt würden. «Ich bin so froh, dass ich dich gefunden habe», sagte ich zu ihr, von stärkeren Emotionen erfüllt, als ich auszudrücken fähig war.

Miriam streckte ihre Hand aus. «Schau mal», sagte sie. Sie hatte ein Stück Schokolade darin. «Das hat mir jemand geschenkt, als ich dich gesucht habe.»

Ich riss die Augen auf. Sie bot es mir an.

Ich brach die Schokolade in zwei Hälften und wir genossen sie in diesem wunderbarsten aller Augenblicke.

«Ab jetzt hältst du dich immer an meiner Hand fest», sagte ich. «Und lass sie niemals los.»

Miriam stimmte zu. «Ja, wir dürfen nie wieder getrennt werden.»

«Diese Baracke ist unser Glücksbringer!», sagte ich.

«Dann lass uns hier ein bisschen schlafen», sagte Miriam und rutschte an der Wand ein Stück tiefer. «Ich bin so schrecklich müde.»

Unsere Finger fest ineinander verschränkt, unsere Körper auf der Suche nach Geborgenheit eng beieinander,

schlossen wir unsere erschöpften Augen. Was immer als Nächstes geschehen würde, wir wussten, dass wir einander hatten.

Neuntes Kapitel

Die nächsten neun Tage waren Miriam und ich auf uns selbst gestellt, und wir kümmerten uns um uns wie alle anderen auch. Wir blieben in unserer Glücksbringer-Baracke, zusammen mit anderen Zwillingspaaren und erwachsenen Frauen. Meine tägliche Aufgabe bestand darin, für Miriam und mich etwas zu essen zu finden. Miriam hatte von dem langen Zählappell im Zigeunerlager Erfrierungen an den Füßen davongetragen, deshalb passte sie auf unsere Decken und unser Essgeschirr auf, während ich gemeinsam mit zwei anderen Mädchen organisieren ging.

Die Mädchen und ich brachen in die Vorratslager der Nazis ein und in die Gebäude, welche die SS bewohnt hatte.

Zweimal gingen wir in eine NS-Kommandantur, ein schönes Haus mit schönen Möbeln. Vorher hatten wir gar nicht gewusst, dass solch ein Ort existierte. Ein Leben im

Luxus inmitten eines nationalsozialistischen Todeslagers.

Wir sahen Speisen auf dem Tisch, die unglaublich appetitlich aussahen. Sie waren wie frisch angerichtet, köstlich! Genau genommen sahen sie zu appetitlich aus. Ich fragte mich, weshalb die Nationalsozialisten wohl solch gutes Essen zurücklassen sollten. Stimmt irgendetwas damit nicht? Vom Hunger getrieben griff ich nach etwas. Aber kurz bevor ich es in den Mund steckte, hielt ich inne und legte es zurück. Später sprach ich mit Leuten im Lager, die sagten, die Nazis hätten gezielt vergiftete Lebensmittel zurückgelassen, damit Gefangene wie ich sie essen und daran sterben sollten.

Ein andermal fanden die Mädchen und ich riesige Gefässe mit Sauerkraut. Wir assen davon, und da wir kein Trinkwasser hatten und kein Schnee lag, den wir hätten schmelzen können, tranken wir den Sauerkrautsaft. In der Küche holten wir uns ein bisschen Brot. Für uns war es ein Festmahl.

Mittlerweile hatten wir grosses Geschick darin entwickelt, Essbares aufzutreiben. Ich hatte ein Schaltuch organisiert, und es wurde zu unserem wertvollsten Hilfsmittel. In einem Keller stiessen wir auf einen riesigen Berg Mehl. Ich breitete mein quadratisches Tuch aus und füllte es mit Mehl. Zurück in der Baracke mischten wir das Mehl mit

etwas Flüssigkeit und buken einen Kuchen auf dem Ofen. Er erinnerte an das ungesäuerte Brot, das die biblischen Juden gegessen hatten, als sie Ägypten überstürzt verlassen mussten und keine Zeit hatten, den Brotteig gehen zu lassen. Er war unser Pessach-Matze im Konzentrationslager.

Wir hatten trotzdem immer noch sehr wenig zu essen. Ich erinnere mich, wie ich meine Schwester anschaute und dachte: «Sie sieht aus wie ein Skelett. Bin ich genauso?» Sobald wir irgendetwas fanden, verschlangen wir es bis zum letzten Krümel. So etwas wie Reste gab es nicht. Damals wussten wir nicht, dass es in unserem Zustand der Unterernährung gefährlich war, sich kurzfristig vollzustoßen. Einige Mädchen bekamen einen Blähbauch, und eine meiner besten Freundinnen vom Organisieren starb daran, dass sie zu viel gegessen hatte.

Eines Morgens machten ein anderes Zwillingsspaar und ich uns auf den Weg zur Weichsel, dem Fluss, der nicht weit vom Lager verlief. Ausgerüstet mit ein paar Flaschen und Behältern wollten wir das Eis aufbrechen, die Flaschen hinunterlassen und sie mit frischem Wasser füllen.

Als ich am Flussufer stand, entdeckte ich ein Mädchen meines Alters auf der anderen Seite. Sie hatte die Haare zu Zöpfen geflochten und trug ein hübsches, sauberes

Kleid und einen Mantel. Auf dem Rücken hatte sie einen Schulranzen, sodass mir klar war, dass sie zur Schule ging.

Ich erstarrte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es da draussen noch eine Welt gab, in der die Menschen sauber waren und Mädchen Zöpfe mit Schleifen und nette Kleider trugen und zur Schule gingen! Früher einmal war ich ja selbst dieses Mädchen in netten Kleidern und mit Schleifen im Haar auf dem Weg zur Schule gewesen. Und bis zu diesem Augenblick hatte ich mir irgendwie vorgestellt, alle Menschen würden wie wir in einem Konzentrationslager leben. Aber nun begriff ich, dass das nicht stimmte.

Das Mädchen starrte mich an. Ich blickte an mir hinunter: Ich trug zerlumpte Kleider, in denen es von Läusen wimmelte, dazu einen Mantel und Schuhe, die jeweils viel zu gross für mich waren. Ich war hungrig und musste überall nach Essen und Wasser suchen. Ich weiss nicht, was das Mädchen dachte, aber als ich den Kopf wieder hob und zu ihm hinüberschaute, fühlte ich heissen Zorn in mir aufwallen. Ich fühlte mich betrogen. Miriam und ich hatten doch nichts Böses getan! Wir waren zwei kleine Mädchen, genau wie sie. Warum steckten wir in dieser Lage, während sie da drüben so hübsch und sauber aussah und ein völlig normales Leben führte? Es war für mich so unbegreiflich, so falsch. Aber dort stand sie. Und hier stand ich.

Nach einer, wie mir schien, langen Zeit schulterte sie ihre Büchertasche und ging davon.

Ich schaute ihr nach, sah, wie sie verschwand, betrachtete dann die leere Stelle, an der sie gestanden hatte. Ich begriff es nicht. Ich konnte es einfach nicht begreifen.

Dann merkte ich, dass mein Magen knurrte, er erinnerte mich an meinen Hunger und Durst. Ich fand einen dicken Stock und rammte ihn wütend in die Oberfläche des vereisten Flusses, bis sie brach und ein ausreichend grosses Loch entstand. Dann tauchte ich meine Flasche in den eisigen Fluss, kippte sie ein wenig zur Seite und beobachtete, wie die Luftblasen entwichen, während die Flasche sich mit klarem Flusswasser füllte. Das Bild des Mädchens blieb in meinem Gedächtnis haften – zusammen mit all meinen Fragen zu der Welt dort draussen.

Als wir so viel Wasser abgefüllt hatten, wie unsere Flaschen fassen konnten, kehrten die Zwillinge und ich ins Lager zurück. Gleich nach unserer Ankunft entzündeten wir ein kleines Feuer und kochten das Wasser ab, um eventuelle Bakterien abzutöten. Obwohl wir noch ein paarmal zum Fluss gingen, sah ich das Mädchen nie wieder.

Wir konnten das Lager nicht verlassen, weil ringsum überall Kämpfe tobten. Es war sehr gefährlich, hinaus zu

gehen. Gewehre feuerten wahllos und trafen jeden, der in ihren Radius geriet. Wir befanden uns inmitten einer Kampfzone. In dem Getöse und dem Chaos draussen lernten wir jedoch, dem *Rat-tat-tat* des Maschinengewehrfeuers auszuweichen. Wenn wir ein ganz bestimmtes Heulen hörten, mussten wir schnell Deckung suchen, weil eine Granate in unsere Richtung geflogen kam. Gewehrsalven sprühten und knatterten aus den Bunkern, in denen sich die SS versteckt hatte, nachdem man uns in den Baracken abgeladen hatte.

In jenen Tagen gingen Gerüchte um, dass das gesamte Lager in die Luft gesprengt werden sollte – die Baracken, die Gaskammern, das Krematorium –, um Beweise für die nationalsozialistischen Verbrechen zu vernichten. Die SS zwang sechzigtausend Gefangene, einen Todesmarsch anzutreten. Miriam und ich verharnten zusammen mit vielen anderen Zwillingen dicht aneinandergedkauert in unserer Glücksbringer-Baracke. Tausende weitere Gefangene, die zu alt und zu krank zum Marschieren waren, blieben ebenfalls.

Später erfuhr ich aus einem Augenzeugenbericht, dass Dr. Mengele am Abend des 18. Januar 1945 dem Labor, in dem wir Zwillinge so oft vermessen, gespritzt, geschnitten und zur Ader gelassen worden waren, einen letzten Besuch abgestattet hatte. Er nahm zwei Kisten voller Unterlagen mit, die Aufzeichnungen über die rund drei-

tausend Zwillinge enthielten, an denen er in Auschwitz Experimente durchgeführt hatte. Er verstaute die Kisten in einem wartenden Auto, fuhr weg und schloss sich einer Gruppe von fliehenden NS-Soldaten an.

Etwa neun Tage lang hörten wir ununterbrochen Schüsse und Bombenabwürfe. Das *Bumm-bumm-bumm* des Artilleriefeuers brachte die Fenster unserer Baracke zum Klirren. Unter den Erwachsenen war die Rede davon, dass wir bald befreit würden. Befreiung. Miriam und ich wussten nicht, was das bedeutete. Wir versteckten uns drinnen und warteten.

Am Morgen des 27. Januar verstummte der Lärm. Zum ersten Mal seit Wochen war es völlig still. Wir hofften, dass dies «die Befreiung» war, aber wir hatten keine Vorstellung davon, wie sie sein würde. Alle in der Baracke drängten zum Fenster.

Es schneite heftig. Bis zu diesem Tag kann ich mich nur an ein graues Lager erinnern – die Gebäude, die Strassen, die Kleider, die Menschen, alles war schmutziggrau. In meiner Wahrnehmung hing eine permanente Rauchwolke über dem Lager.

An diesem Tag, irgendwann im Lauf des Nachmittags, vielleicht so gegen drei oder vier Uhr, kam eine Frau zur Baracke gerannt und fing an zu schreien: «Wir sind frei! Wir sind frei! Wir sind frei!»

Frei? Wie meinte sie das?

Alle stürzten zur Tür. Ich stand oben auf der Schwelle, riesige Schneeflocken fielen auf mich herab. Ich konnte nicht weiter als ungefähr zwei Meter sehen. Den ganzen Tag über hatte es geschneit, das schmutzige Grau von Auschwitz war jetzt in eine weisse Schneedecke gehüllt.

«Siehst du nicht irgendwas kommen?», fragte ein älteres Mädchen.

Ich bemühte mich die ganze Zeit, durch das Schneege-stöber hindurchzuschauen. «Nein ...» Ich kniff die Augen zusammen.

Dann sah ich sie.

Ungefähr sechzig Meter entfernt tauchten aus dem Schnee Sowjetsoldaten auf, die in Umhängen und Uniformen auf uns zumarschierten. Sie redeten nicht, während sie knirschend durch den Schnee stapften.

Als sie näher kamen, schien es uns, als würden sie lächeln. War es ein höhnisches Grinsen oder doch ein Lächeln? Ich schaute genau hin. Ja, es war ein Lächeln. Ein echtes Lächeln. Freude und Hoffnung wallten in uns auf. Wir waren in Sicherheit. Wir waren frei!

Weinend und lachend rannten wir zu den Soldaten und umringten sie.

Ein Ruf stieg aus der Menge auf: «Wir sind frei! Wir sind frei!» Lachen und Schluchzer der Erleichterung wa-

ren zu hören, alles durcheinander in einem Tumult von Freudenkundgebungen.

Die sowjetischen Soldaten lachten ebenfalls, einige gleichzeitig mit Tränen in den Augen, und umarmten uns. Sie schenkten uns Kekse und Schokolade – köstlich!

Es war unser erster Vorgeschmack auf die Freiheit. Und ich begriff, dass mein stummes Gelübde, abgelegt in der Latrine während der ersten Nacht – ich wollte überleben und mit Miriam an meiner Seite lebend das Lager verlassen – Wirklichkeit geworden war.

Zehntes Kapitel

Ich schlang meine Arme um den Hals eines sowjetischen Soldaten, und er hob mich hoch. Während Miriam seitlich an mir hing, klammerte ich mich an ihn. Alle umarmten und küssten sich und riefen: «Wir sind frei!»

In jener Nacht setzten die Soldaten die Feier in den Baracken fort. Sie tanzten mit den Frauen und tranken mit den Männern Wodka direkt aus der Flasche. Alle lachten und sangen. Wir hatten auch Musik: Einige trommelten auf selbst gemachten Instrumenten, indem sie mit Löffeln auf Konservendosen schlugen, und irgendjemand spielte Akkordeon. Ein paar Kinder tanzten mit, sie hüpfen auf dem Boden, auf den Schlafpritschen, an den Erwachsenen auf und ab. Noch nie hatte ich so viel ausgelassene Fröhlichkeit erlebt, schon gar nicht in unserem Todeslager.

Miriam und ich sassen glücklich auf unserer Pritsche, beobachteten diese Szene ausserordentlicher Zufrieden-

heit und Hochstimmung und freuten uns daran. Was für ein verrückter Anblick. Es war die schiere menschliche Freude, am Leben zu sein.

«Wir sind frei!», sagte ich versonnen vor mich hin und nickte mit dem Kopf im Takt der Musik.

«Ja. Keine schreckliche Pflegerin mehr!»

«Kein *Heil, Doktor Mengele* mehr!»

«Keine Experimente mehr!»

«Keine Spritzen mehr in den Arm!»

«Keine Hinrichtungen mehr am Galgen!»

«Keine...»

Wir versuchten, um die Wette alles aufzuzählen, was wir *nicht* vermissen würden, jetzt, da wir frei waren.

«Wir können tun, was wir wollen!», sagte Miriam, und Befriedigung erfüllte ihr kleines Gesicht.

Ihre Worte liessen mich stutzen. *Wir können tun, was wir wollen.*

Ich schaute zu, wie alle feierten, aber ich sah es nicht. Ich hörte die Musik und den Gesang, aber ich hörte nicht zu.

Wir können tun, was wir wollen. Alles, was wir wollen. Wir sind frei.

Erinnerungen an zu Hause traten mir vor die Augen. Die Geräusche des Bauernhofs hallten in meinen Ohren wider: Holzhacken, gluckende Küken, muhende Kühe. Die Gerüche reifer Früchte in den Obstgärten erfüllten

meine Nase. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich dort gegessen und nachgedacht habe.

Es war Miriam, die mich aus meinen Tagträumen riss. «Was ist los, Eva?» Sie schüttelte meinen Arm. «Eva! Was ist?»

Ich wandte mich ihr zu und schliesslich nahmen meine Augen ihre Anwesenheit wahr. «Nach Hause», erklärte ich. «Ich will nach Hause.»

Miriam sah mir forschend ins Gesicht. «Gut. Wir sind frei. Lass uns nach Hause gehen.»

Wir machten eine Bestandsaufnahme unserer sehr geringen Besitztümer, verstaute sie unter uns und in unserer Kleidung. In dieser Nacht schliefen wir tief und fest, denn jetzt hatten wir einen Plan: Wir würden so bald wie möglich nach Hause zurückkehren.

Am nächsten Nachmittag versammelten sich viele Sowjets um uns. Sie sagten zu Miriam und mir und allen überlebenden Kindern, die meisten davon Zwillinge, wir sollten gestreifte Sträflingsuniformen über unserer Kleidung anziehen. Da wir Mengele-Zwillinge waren, hatten wir diese Auschwitz-Uniformen vorher nie getragen. Ich hatte bereits zwei Mäntel übereinander an, weil es so kalt war. Unter unseren Mänteln und Kleidern hatten Miriam und ich unsere gesamte Habe verstaute: Essen, Schüsseln, Decken – Dinge, die wir als Schätze betrachteten.

Wir standen ganz vorn an der Spitze der Schlange und hielten uns an der Hand, als uns Sowjetsoldaten zwischen den hohen Stacheldrahtzäunen hindurch aus den Baracken zu führen begannen. Eine Krankenschwester, die ein Kleinkind auf dem Arm hielt, lief neben uns. Riesige Kameras filmten und filmten ohne Pause. Ich schaute den Kameramann an und wunderte mich, dass er uns ablichtete.

«Sind wir Filmstars oder so etwas?», fragte ich mich. Ich war von alledem sehr beeindruckt. Die einzigen echten Filme, die Miriam und ich gesehen hatten, waren die mit Shirley Temple in der Hauptrolle, zu denen uns unsere Mama in die Stadt mitgenommen hatte.

Zu meiner Verblüffung schickte uns der Kameramann, nachdem wir alle zwischen den Zäunen hindurchgegangen waren, wieder hinein und wies uns an, noch einmal herauszumarschieren. Mit Nonnen, Krankenschwestern und Sowjetsoldaten als Begleitung liefen lange Reihen von Zwillingen in die Baracken zurück und als Nächstes gleich wieder heraus. Wir wiederholten die Aktion mehrere Male, bis der Kameramann zufrieden war. Jahre später erfuhr ich, dass er die Szene als Teil eines Propagandafilms festhalten wollte, welcher der Welt zeigen sollte, wie die Sowjetarmee jüdische Kinder vor den Faschisten gerettet hatte.

Schliesslich verliessen Miriam und ich ein letztes Mal Hand in Hand und in den gleichen gestreiften Anzügen die Baracken. Miriam und ich hatten Auschwitz überlebt. Wir waren elf Jahre alt.

Jetzt hatten wir nur eine Frage: Wie sollten wir eigentlich nach Hause kommen?

Elftes Kapitel

Überall um uns herum machten sich Menschen zum Aufbruch bereit. Sie gingen einfach zu Fuss aus dem Lager. Ich wusste nicht, welche Richtung wir einschlagen sollten. Ich wusste nicht, wo wir uns überhaupt befanden. In jenen Tagen wusste ich nicht, dass es Länder namens Polen und Sowjetunion gab. Da ich in einem kleinen Dorf in Rumänien zur Schule gegangen war, hatte ich nichts über die übrige Welt erfahren.

Die nächsten beiden Wochen blieben Miriam und ich zusammen mit vielen anderen ehemaligen Gefangenen in Auschwitz. Anfangs hatten wir nicht genügend zu essen. Ich ging zurück in den Keller und füllte mein Tuch mit Mehl.

«*Njet! Njet!*» Nein! Nein!, schrie ein sowjetischer Soldat. Er feuerte einen Schuss ab.

Voller Schrecken verschüttete ich das Mehl, rannte ins Freie und stürzte zu Miriam zurück. Später begriff ich,

dass der Soldat nicht nach Art der Nazis auf mich geschossen hatte. Er hatte mich nur abschrecken wollen. Die Sowjets hatten die Leitung des Lagers übernommen und versuchten, die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Ich erinnere mich nicht, danach noch jemals Essen organisiert zu haben. Die Sowjets versorgten uns mit schmackhafter Bohnensuppe. Als Miriam und ich erst einmal zu essen angefangen hatten, konnten wir nicht mehr aufhören. Inzwischen wussten wir aber, dass zu viel Essen auf einmal nicht gut für uns war, deshalb überwachten Miriam und ich uns gegenseitig. Wir wollten nicht daran sterben, dass wir uns überrasen wie andere Zwillinge, die wir gekannt hatten.

Ein paar Wochen später verliessen wir endlich Auschwitz. Wir wurden mit einem Pferdefuhrwerk zu einem Waisenhaus in einem Kloster in Katowice (Kattowitz)/Polen gebracht. Später erfuhren wir, dass dies von den Sowjets organisiert worden war, die mit dem Roten Kreuz und jüdischen Flüchtlingsorganisationen zusammenarbeiteten.

Als wir im Kloster ankamen, wurden wir in unsere neue Unterkunft gebracht. Ich war sprachlos. Miriam und ich bekamen ein eigenes hübsches Zimmer. Darin standen zwei Betten mit sauberen weissen Laken. Laken! Seit ungefähr einem Jahr hatte ich kein weisses Laken mehr ge-



Die beiden Kinder vorne sind Eva [links] und Miriam (rechts)



Eva und Miriam als Gymnasiastinnen in Cluj (Klausenburg)



Familie Csengeri nach dem Krieg, Die Eltern, Zvi und Rosie, stehen in der Mitte. Die Zwillinge, Yehudit und Lea, sind rechts und links, und Zvi hält Sohn Michael auf dem Arm.



Eva beim Kühemelken



Hintere Reihe (von links nach rechts): Eva, Mickey Kor, Mickeys Nichte Miri, Bruder Shlomo und Schwägerin Sara. Vorne steht Mickeys Neffe AuShalom.



Eva und Miriam in Auschwitz im Jahr 1991



In der Mitte von links nach rechts Rina Kor [mit Dokument in der Hand], Alex Kor, Eva Mozes Kor und Dr. Münch bei der Unterzeichnung ihrer öffentlichen Erklärungen in Auschwitz im Jahr 1993



Eva hält ungenutzte Ampullen mit Substanzen in der Hand, die bei den Experimenten eingesetzt wurden. Der Inhalt der Glasröhrchen ist unbekannt; sie wurden nie geöffnet oder überprüft.

sehen. Ich fühlte mich merkwürdig fehl am Platz. Niemand hatte sich darum gekümmert, uns eine Möglichkeit zum Baden zu geben; wir waren verdreckt und von Läusen übersät. Ich konnte unmöglich in diesem sauberen weissen Bett schlafen.

Lange starrte ich auf mein Laken. In jener Nacht zerrte ich es vom Bett und legte mich auf die blanke Matratze. Ich wollte nicht alles schmutzig machen. Es schien mir nicht richtig.

Die Nonnen hatten auch wunderschönes Spielzeug in unser Zimmer gelegt, aber über dieses Spielzeug ärgerte ich mich. Das war etwas für Kinder. Ich war elf Jahre alt, und ich hatte zu spielen verlernt. Was ich mir wünschte und was ich brauchte, waren Wärme und liebevolle Zuwendung. In Auschwitz hatte ich darum gekämpft, Miriam und mich am Leben zu erhalten. Jetzt wollte ich nur noch nach Hause. Die Nonnen wussten nicht, was sie mit uns anfangen sollten. Sie betrachteten uns als Waisenkinder.

Ich machte mich zum Sprachrohr für Miriam und mich selbst. «Wir sind Zwillinge. Das ist Miriam, und ich heisse Eva Mozes. Unser Vater heisst Alexander und unsere Mutter Jaffa. Wir kommen aus Portz.» Wir sprachen Ungarisch mit ihnen, weil wir kein Polnisch konnten; ein Dolmetscher übersetzte ihnen dann, was wir gesagt hatten. Die Gespräche brauchten viel Zeit.

«Wo sind eure Eltern?», fragten die Nonnen.

«Ich weiss es nicht.»

«Wer wird sich um euch kümmern?»

«Ich weiss es nicht. Wir wollen nach Hause», sagte ich immer wieder zu ihnen.

Die Nonnen erwiderten: «Kinder können nicht entlassen werden, wenn sie keine Eltern haben.»

«Aber wir haben doch Eltern», sagte ich.

«Wo?»

«Ich muss nach Hause, um zu sehen, ob sie aus dem Lager zurückgekommen sind», sagte ich. Jetzt, da wir in Sicherheit waren, konnte ich immer noch hoffen, Mama und Papa und meine Schwestern wiederzufinden.

Die Nonnen erklärten uns, wir könnten nicht weggehen, solange niemand da war, der sich um uns kümmerte. Also mussten wir bleiben.

Es gefiel mir nicht, in einem katholischen Kloster zu leben. Hier umgaben uns Kreuze, Kruzifixe und Gemälde von der Jungfrau mit Kind, und sie erschienen uns fremd. Ich sehnte mich nach einem vertrauteren Ort. Ich überlegte, was mein Papa, ein gläubiger Jude, denken würde, wenn er Miriam und mich in einem Kloster sähe. Die Nonnen versuchten uns keineswegs zu bekehren oder dergleichen, aber es war doch eine allzu seltsame Umgebung für uns.

Ältere Mädchen, die Auschwitz überlebt hatten und ebenfalls im Kloster untergebracht waren, erzählten uns, wir könnten in die Stadt Kattowitz gehen und dort mit der Strassenbahn fahren, ohne Fahrscheine zu bezahlen. Wir müssten lediglich die Nummern vorzeigen, die in unsere Arme eintätowiert waren. Die Mädchen erzählten uns, wir müssten nicht Polnisch sprechen und überhaupt nichts sagen. Da wir fast ausschliesslich Ungarisch sprachen, war das eine kleine Beruhigung.

Wir gingen also in die Stadt und stellten fest, dass sie die Wahrheit gesagt hatten: Wir durften kostenlos mit der Strassenbahn fahren. Immer wieder fuhren Miriam und ich vom einen Ende der Stadt zum anderen. Die pure Freude daran, frei zu sein, den Wind um unsere Ohren zu fühlen und entscheiden zu können, was wir wollten, war ungeheuer befreiend für uns.

Durch die älteren Mädchen erfuhren wir auch, dass einige Auschwitz-Überlebende in einem Flüchtlingslager in Kattowitz lebten, darunter unsere Freundin von zu Hause, Frau Csengeri, mit ihren Zwillingstöchtern. Eines Tages ersann ich einen Plan, wie wir aus dem Kloster wegkommen könnten.

«Komm mit, Miriam», sagte ich. «Wir werden Frau Csengeri besuchen.»

«Warum?», wollte Miriam wissen.

«Komm einfach mit mir.»

Wir stiegen in eine Strassenbahn und fuhren zum Lager. Als wir Frau Csengeri fanden, fing ich wie ein Wasserfall zu reden an. «Sie sind die Freundin von meiner Mama gewesen», sagte ich. «Wir wollen nicht im Kloster bleiben, aber sie wollen uns nicht weglassen, weil wir unsere Eltern nicht finden.»

«Ja, ich weiss», erwiderte sie. «Aber warum erzählst du mir das alles?»

Ich zögerte, dann platzte ich heraus: «Würden Sie ein Papier unterschreiben, das besagt, dass Sie unsere Tante sind, und uns herausholen, damit wir nach Hause können?»

Zuerst sagte Frau Csengeri nichts. Schliesslich antwortete sie: «Gut. Ich gehe mit euch ins Kloster und unterschreibe die Papiere.» Sie stockte und fügte dann hinzu: «Und dann nehme ich euch mit nach Hause.»

Ich war überglücklich.

Im März 1945 zogen Miriam und ich zu Frau Csengeri und ihren Töchtern ins Lager. Wir wohnten in einem Raum in den Baracken, den wir uns mit einer Frau Goldenthal und ihren drei Kindern teilten.

Frau Goldenthals Zwillinge, Alex und Erno, waren in unserem Alter und ich fand heraus, dass sie wie wir in Auschwitz für Mengeles Experimente selektiert worden waren. Frau Goldenthal war bei ihnen geblieben, und später erfuhr ich, dass sie das jüngere Kind, Margarita, unter

ihrem langen Rock versteckt gehalten hatte. Sie war ins Lager gekommen, das Kind unter ihrem Kleid, und während ihrer gesamten Zeit dort, selbst in der Baracke, wo Margarita während der Kontrollgänge unter der Matratze Unterschlupf suchen musste, hatten sie und die anderen Frauen zusammen geholfen, das Kind zu verbergen.

Jetzt kümmerten sich Frau Goldenthal und Frau Csengeri um uns alle. Sie wuschen uns und reinigten unsere Kleidung in kochend heissem Wasser. Sie befreiten uns von den Läusen. Frau Csengeri nähte für Miriam und mich Kleider aus grossen sowjetischen Khakiuniformen. Wenn ich dieses Kleid trug, fühlte ich mich wieder wie ein kleines Mädchen. Sie bereitete uns sogar besonderes Essen zu. Miriam und ich fühlten uns fast wieder wie in einer Familie, so von Erwachsenen umsorgt wie früher.

Die Sowjetsoldaten, die die Aufsicht über das Lager hatten, schenkten uns Brot und wöchentlich einen halben Rubel, den wir ganz nach eigenem Belieben ausgeben durften. Manchmal gingen Miriam und ich zu dem städtischen Markt, der unter freiem Himmel stattfand, und kauften einen Apfel. Normalerweise erhielten wir einfaches, sättigendes Essen wie Brot, Kartoffelsuppe und Fleisch. Ein Apfel war ein Luxus, der uns begeisterte.

Eines Morgens, nach eineinhalb Monaten, weckte mich Frau Csengeri aus tiefem Schlaf. «Packt alles ein», sagte sie. «Wir gehen hier weg.» Wir holten unsere Siebensachen zusammen. Miriam und ich, Hand in Hand in unseren gleich geschnittenen Khakikleidern, bestiegen gemeinsam mit unserer kleinen Gruppe einen Zug. Ich hatte keine Ahnung, wohin wir fahren, doch wusste ich genau, wohin wir wollten. Alles, was ich mir wünschte, war, meine Eltern oder jemanden von meiner eigentlichen Familie zu finden. Alles, was ich mir wünschte, war, nach Hause zu kommen.

Zwölftes Kapitel

Sowjetische Soldaten übernahmen die Organisation, als Miriam und ich die Heimreise mit Frau Csengeri, Frau Goldenthal und ihren Kindern antraten. Obwohl wir in einem Viehwaggon fuhren, war es ganz anders als bei unserer Reise nach Auschwitz. Der Zug war nicht überfüllt, und es gab bequeme, eingebaute Etagenbetten mit kleinen Matratzen. Wir liebten es, auf dem oberen Etagenbett zu sitzen und aus den Fenstern zu schauen, die diesmal nicht mit Stacheldraht versperrt waren. Nachts bekamen wir so viele Decken, wie wir wollten. Miriam und ich kuschelten uns eng aneinander. Noch immer redeten wir nicht über unsere Gefühle oder die aktuellen Ereignisse. Wir suchten einfach die beiderseitige Nähe.

Tagsüber blieben die Zugtüren offen. Miriam und ich sasssen oft in der Türöffnung und liessen unsere Beine nach draussen baumeln. Der Zug rumpelte so langsam

über die Gleise, dass man fast hätte mitrennen können. Der Wind strich über unsere Gesichter, und die frische Luft fühlte sich herrlich an. Wir genossen es, Felder und Berge vorüberziehen zu sehen. Es war Frühling. Blumen blühten, Vögel zwitscherten.

Wir waren nicht mehr in Gefahr. Wir waren frei.

Manchmal hielt der Zug für fünf oder sechs Stunden. Dann stiegen wir aus, Frau Csengeri legte zwei Backsteine auf den Boden, machte ein Feuerchen und kochte etwas in einem Topf. Die Sowjets gaben uns Brot und sonstige Verpflegung, aber wir hatten selbst ein paar Lebensmittel mitgenommen. Ich musste mich nicht mehr darum sorgen, wie ich uns ernähren sollte. Frau Csengeri übernahm das ohne jegliches Murren. Wenn der Schaffner rief, der Zug werde gleich weiterfahren, sprangen wir wieder hinein.

Wir fuhren nach Rumänien. Im Zug sangen und redeten wir. Frau Csengeri und Frau Goldenthal sagten, sie wollten die gestreiften Sträflingsanzüge, die sie in Auschwitz getragen hatten, aufbewahren und vor der Welt Zeugnis ablegen, was dort geschehen war. «Ich werde meine Geschichte erzählen», sagte Frau Csengeri immer wieder. «Ich werde erzählen, was diese Ungeheuer uns angetan haben.» Damals verstand ich noch nicht, warum das so wichtig war. Ich konnte mir nicht vorstellen, wer überhaupt von Auschwitz hören wollte, aber die Frauen sprachen

chen weiter darüber. Es tauchte die Frage auf, ob ihre Ehemänner überlebt hätten. Ich fragte mich, ob ausser Miriam und mir irgendwer in meiner Familie überlebt hatte. Keiner wusste es ja.

Manchmal kamen wir durch zerbombte Dörfer und Städte. Backsteinbauten lagen in Trümmern. Schutt bedeckte den Boden. Manche Orte schienen vollständig verlassen. Wir fuhren von Kattowitz in Polen nach Czernowitz (Tschernowitz) nahe der rumänischen Grenze. Am äusseren Stadtrand zogen wir in ein Lager, das womöglich ein Arbeitslager oder Getto gewesen war. Wir blieben dort zwei Monate im Glauben, unserer Heimat näher zu rücken.

Eines Nachmittags befahl man uns zu packen, und wir wurden in einen weiteren Viehwaggon mit Etagenbetten verfrachtet. Als der Zug weiterrumpelte, wurde den Erwachsenen klar, dass wir inzwischen bereits Rumänien hätten erreichen müssen; Siebenbürgen gehörte wieder zu Rumänien, es war nicht mehr ungarisch. Frau Csengeri schaute auf die Schilder und sagte, wir führen tiefer in die Sowjetunion hinein. Als der Zug bergauf kroch, sprangen einige Leute ab und rollten sich von den Gleisen weg. «Wo wollen sie hin?», fragte ich mich. Jahrelang dachte ich darüber nach, was wohl aus ihnen geworden war. Später begriff ich, dass viele Menschen Angst vor der Sowjet-

union hatten und nicht unter kommunistischer Herrschaft leben wollten.

Nach einer Woche erreichten wir ein Flüchtlingslager in Slucz. Es lag in der Nähe von Minsk in der Sowjetunion. Dort lebten wir einige Monate zusammen mit ehemaligen Gefangenen aus ganz Europa. Schliesslich wurden wir unseren Heimatländern entsprechend in Gruppen aufgeteilt.

An einem Oktobertag machten wir uns auf den Rückweg nach Rumänien. Unser erster Halt war Nagy-Värad Oradea, die Stadt, aus der Frau Goldenthal kam. Sie und ihre Kinder gingen nach Hause. Wie neidisch war ich! Ich wollte auch wieder bei uns zu Hause sein! Diese Nacht verbrachten wir anderen in einem Hotel in Bahnhofsnähe, und wir assen auch dort zu Abend. Das Essen war sehr, sehr gut, es bestand aus Ofenkartoffeln mit gewürzten Spiegeleiern und Äpfeln mit Eiscreme zum Nachtisch. Ausnahmsweise waren wir nach dem Essen wieder einmal satt. Von einer jüdischen Agentur bekamen wir das Geld zum Bezahlen der Rechnung. In jeder Stadt, die früher jüdische Einwohner gehabt hatte, gab es nun eine jüdische Agentur, die sich um Vertriebene wie uns kümmerte und bei der Zusammenführung von Familien half.

Am darauffolgenden Tag bestiegen wir einen weiteren Zug und fuhren südwärts nach Şimleu Silvaniei, in Frau

Csengeris Stadt. Sie lud uns ein, über Nacht bei ihr zu bleiben. Morgens dankten wir ihr für ihre Fürsorge und nahmen den ersten Zug nach Portz, zu unserem Dorf.

Als der Zug hielt und der Schaffner «Portz!» rief, erkannte ich den Bahnhof sofort. Hand in Hand stiegen Miriam und ich oben auf der Anhöhe aus und machten uns auf den Weg in den Ort hinunter. «Lass uns nach Hause gehen», sagte ich. Ich musste unser Zuhause sehen. Ich weiss nicht genau, was ich vorzufinden erwartete. Würde alles so sein, wie wir es zurückgelassen hatten, nur ein wenig vernachlässigt durch die Monate unserer Abwesenheit? In meiner Vorstellung bestand «Zuhause» aus Miriam und mir, unseren Schwestern und Eltern, dem Bauernhof und unseren Tieren. Jede Heimkehr musste doch zumindest einen Teil dessen umfassen, nicht wahr? Ich liess die Hoffnung in mir aufkeimen, dass etwas Gutes auf uns wartete.

Miriam und ich hielten uns an den Händen und gingen durchs Dorf. Wir trugen unsere gleich geschnittenen Kleider aus sowjetischen Khakiuniformen, und ich hatte immer noch die Schuhe aus dem Lager an, die doppelt so gross wie meine Füsse waren. Wenn ich einen Schritt machte, schlappte die Schuhspitze zuerst nach unten. Leute kamen aus ihren Häusern und flüsterten miteinan-

der. Niemand sprach uns direkt an. Sie starrten nur hinter uns her, während wir die Strasse entlanggingen. Miriam und ich sahen immer noch gleich aus. Ich hatte das Gefühl, dass die Dorfbewohner genau wussten, wer wir waren.

Als wir uns unserem Haus näherten, hatte ich so heftiges Herzklopfen, dass ich meinen Puls dröhnen hörte. Ich hatte es furchtbar eilig, das Tor zu erreichen. Endlich – gleich würden wir wieder zu Hause sein! Meine Erinnerungen an das Haus bestanden aus freundlichen Dingen und guten Zeiten: warme Betten und passende Kleidung, eine Mutter, die für uns kochte, ein Vater, der für uns sorgte. Meine Familie.

Doch davon war nichts übrig. Nichts als das unbebaute Land und die kahlen Wände eines leeren Hauses.

Alles wirkte heruntergekommen. Verlassen. Ich begriff sofort, dass Papa und Mama nicht zurückgekommen waren. Sie hätten das Unkraut niemals so hochwachsen lassen. Sie hätten das Haus niemals verfallen lassen.

Dies war der Augenblick, in dem Miriam und ich erkannten, dass wir als Einzige von der Familie Mozes übriggeblieben waren. Grossmutter und Grossvater Hersh – der vorrangige Grund, weshalb meine Mutter nicht nach Palästina hatte fliehen wollen – waren ebenfalls fort. Es war niemand mehr da.

Ohne unsere Hände loszulassen, gingen Miriam und ich ins Haus. Wir waren überrascht, als Mamas Hund Lily, eine kleine rote Dackeldame, uns entgegengerannt kam und uns bellend und schwanzwedelnd begrüßte. Nach all dieser Zeit war sie noch da! Sie schien uns zu erkennen, und als wir die Hände ausstreckten, um sie zu streicheln, leckte sie sie ab. **Vermutlich wurden keine jüdischen Hunde in Konzentrationslager gebracht**, nur jüdische Menschen.

Das Haus war verdreckt. Und leer. Alles war gestohlen worden. Möbel, Gardinen, Geschirr, Tisch- und Bettwäsche, Kerzenleuchter – alles. Ich ging von Raum zu Raum auf der Suche nach irgendwelchen Überbleibseln, irgendwelchen Resten des Lebens, das ich einmal gelebt hatte. Ich fand lediglich drei Fotografien, die zusammengeknüllt auf dem Boden lagen. Ich hob sie auf und verwahrte sie.

Auf einem Bild waren meine älteren Schwestern Edit und Aliz mit drei unserer Cousins zu sehen. Ein weiteres zeigte Edit, Aliz, Miriam und mich mit unseren Lehrerinnen im Jahr 1942. Das dritte Foto war das letzte Bild von meiner gesamten Familie, aufgenommen im Herbst 1943. Auf dem Schwarz-Weiss-Foto trugen Miriam und ich unsere identischen weinroten Kleider. Dies war mein einziger Beweis, dass ich einmal, vor gar nicht so langer Zeit, eine Familie gehabt hatte. Miriam und ich blieben sechs

oder sieben Stunden und streiften auf dem Hof umher. Die Obstbäume waren noch da, und wir assen ein paar Pflaumen und Äpfel, aber die Dorfbewohner hatten den Großteil der Früchte abgepflückt. Mitten am Nachmittag tauchte unser Cousin Shmilu auf. Tante Irena, die jüngste Schwester unseres Vaters, hatte ihn offenbar benachrichtigt, dass er kommen und uns holen solle. Später erfuhren wir, dass sie uns mit Hilfe des Roten Kreuzes aufgespürt hatte. Miriam und ich waren unter den letzten Juden, die nach Siebenbürgen zurückkehrten, und Tante Irena hatte immer wieder Listen abgesucht, um herauszufinden, ob irgendwer von unserer Familie überlebt hatte. So wusste sie genau, wann unser Zug in Portz ankommen würde, und hatte mit Shmilu Kontakt aufgenommen.

Shmilu war ungefähr zwanzig und hatte in einem nahe gelegenen Dorf gewohnt. Auch er war in Auschwitz inhaftiert worden und hatte als Einziger seiner unmittelbaren Familie überlebt.

Ich berichtete ihm, dass die Nachbarn alles geklaut hätten. «Ja», sagte er, «ich weiss.»

Shmilu hatte sich ein Bett, einen Tisch und ein paar Stühle von den Nachbarn zurückgeholt und sich damit ein Zimmer in der Sommerküche unseres Bauernhofs eingerichtet. Er arbeitete auf den Feldern und kümmerte sich

um Lily. Der Hund kam und ging nach Belieben und ernährte sich von Essensabfällen.

Wir befragten Shmilu zu unseren Eltern. «Ich habe keinen aus eurer Familie gesehen», sagte er uns. «Ich weiss nur, dass eure Tante Irena überlebt hat und euch erwartet.» Sie war in ein Konzentrationslager geschickt worden, aber im Mai zurückgekehrt.

Ich fühlte mich in dem Haus nicht wohl, obwohl es doch unseres war. Ich hatte das Gefühl, ich gehörte nicht mehr dorthin. Miriam und ich hatten kein Zuhause, keine Eltern, keine Geschwister. Aber wir hatten immer noch einander.

Wir gingen mit unserem Cousin Shmilu weg. Einige Dorfbewohner standen vor ihren Toren und schauten uns schweigend zu. Ich war zornig auf sie, sagte aber nichts. Wir bestiegen einen Zug, der Miriam und mich in die grosse Stadt Cluj (Klausenburg) bringen sollte; dort würden wir mit unserer Tante Zusammentreffen.

Irgendwie würden wir uns ein neues Leben aufbauen.

Dreizehntes Kapitel

In den nächsten fünf Jahren, von 1945 bis 1950, lebten Miriam und ich bei Tante Irena. Sie besass ein grosses Mietshaus in Cluj.

Vor dem Krieg hatten Miriam und ich uns immer gefreut, Tante Irena zu besuchen oder von ihr Besuch zu bekommen. Sie und ihr Mann reisten ausgiebig, und sie erzählte uns Geschichten von Ferien an der französischen Riviera und in Monte Carlo. Mit Vergnügen lauschten wir den Geschichten und betrachteten ihren Schmuck und ihre Pelze. Ihr Sohn war unser Lieblingscousin.

Doch ein oder zwei Jahre nach unserer Ankunft in Cluj entdeckten wir allmählich, dass die Freiheit nicht das war, was wir von ihr erwartet hatten. Rumänien wurde jetzt von den Kommunisten beherrscht. Die kommunistische Partei war die einzige politische Partei und besass uneinge-

schränkte Macht. Die Geheimpolizei verhaftete jeden, der gegen die Regierung war, übernahm den Besitz der Leute und verteilte ihn an die Bauern.

Während des Kriegs hatten die Nationalsozialisten Tante Irena zur Arbeit in einer Bombenfabrik in Deutschland gezwungen. Ihr Mann und ihr Sohn waren in den Konzentrationslagern umgekommen. Als sie nach Cluj zurückkehrte, stellte sie fest, dass die Kommunisten ihr den Grossteil ihres Besitzes weggenommen hatten. Allerdings liess der Staat Tante Irena das Haus, da sie Kriegswitwe und KZ-Überlebende war. Sie heiratete einen Apotheker, der ebenfalls ein Überlebender war.

Wir lebten alle zusammen, aber wir waren keine richtige Familie. Wir wussten, dass wir unserer Tante etwas bedeuteten, denn sie war die Einzige aus unserer Verwandtschaft, die uns aufzunehmen bereit war. Aber Tante Irena umarmte und küsste uns nie, sie sagte nie etwas Liebevolleres. Miriam und ich hungerten nach Zuneigung und sehnten uns nach einer liebevollen Mutter.

Tante Irena besass noch immer Perserteppiche, eine Porzellansammlung und einige elegante Kleidungsstücke, die ihr aus ihren Vorkriegstagen geblieben waren. Diese Schätze erinnerten sie an ihr früheres schönes Leben und schienen ihr seltsamerweise mehr zu bedeuten als wir.

Miriam und ich fühlten uns in jener grossen Wohnung fehl am Platz. Wir waren schmutzilig und unordentlich. Wir waren elfjährige Kinder, die aus den Baracken von Auschwitz zurückgekehrt waren. Wir gehörten nicht nach Auschwitz, aber wir gehörten auch nicht richtig in diese schicke Wohnung in Cluj.

Jede Nacht hatte ich Albträume. Ich träumte von Ratten, so gross wie Katzen, von Leichen und Nadeln, die in mich gestochen wurden. Nachdem wir gehört hatten, die Nazis hätten aus Judenfett Seife gemacht, träumte ich, dass Seifenstücke mit den Stimmen meiner Eltern und Schwestern zu mir sprachen und fragten: «Warum wäschst du dich mit uns?»

Ich erzählte Miriam nichts davon, weil ich fürchtete, sie werde sich deswegen schlecht fühlen und ebenfalls Albträume bekommen. Wir entwickelten beide gesundheitliche Probleme und waren ständig erkältet. Schmerzhaftes Geschwür breitete sich auf unseren Körpern aus. Die Geschwüre wuchsen apfelgross und wurden zu Narben. Als Tante Irena uns zum Arzt brachte, versetzte mich das in Angst und Schrecken – ich musste an Dr. Mengele und seine Assistenten in weissen Kitteln denken. Ich hatte gelernt, Ärzten nicht sonderlich zu vertrauen.

Als der rumänische Arzt uns untersuchte, sagte er: «Diese Kinder leiden unter etwas, das viele Kriegskinder

betrifft: Mangelernährung. Es fehlt ihnen nichts, was Vitamine und eine kräftige Kost nicht wieder in Ordnung bringen könnten.»

Zu jener Zeit waren Vitamine nicht verfügbar und Essen knapp. Wir standen stundenlang für einen Laib Brot an. Zum Glück brachte unser Cousin Shmilu Mehl, Kartoffeln, Eier, Gemüse und Sonnenblumenöl vom Bauernhof. Miriam und ich waren ganz versessen auf dieses Öl, wir tranken es wahrhaftig direkt aus der Flasche! Das beruhigte Tante Irena, aber der Arzt sagte ihr, sie solle uns das Öl trinken lassen, es scheine uns besser zu gehen.

Als ich eines Tages auf der Veranda der Wohnung sass und Weissbrot ass, beobachtete mich jemand und zeigte mich bei der Staatspolizei an. In der Nacht kam die Polizei, veranstaltete eine Razzia in der Wohnung und beschlagnahmte unsere sämtlichen Lebensmittel. Am nächsten Tag baute meine Tante einen versteckten Schrank, der nach aussen wie eine Wand aussah. Man kam nur hinein, wenn man einen Knopf betätigte. Von da an versteckten wir unsere Lebensmittel in diesem Schrank.

Eines Nachts holte die Geheimpolizei Tante Irenas Mann ab, ohne jede Erklärung. Er verschwand. Wir wussten nicht, ob er lebendig oder tot war. Wenn wir aus dem Haus gingen, machten wir uns nun ständig Sorgen darüber, wer uns vielleicht beobachtete oder belauschte. Es

konnte uns ja jemand bei der Geheimpolizei anschwärzen.

Das Leben im kommunistischen Rumänien wurde immer schwieriger. Die Regierung kontrollierte alles, auch die Schulen.

Am ersten Tag auf der höheren Schule trugen Miriam und ich unsere gleich geschnittenen Khaki-Kleider. Wir erinnerten uns, wie wir in Portz in unseren gleich geschnittenen weinroten Kleidern zur Schule gegangen waren. Jetzt machten sich alle Kinder wegen unserer Kleider über uns lustig.

Wir hatten nur anderthalb Jahre verpasst und lagen mit dem Unterrichtsstoff nicht weit zurück. Allerdings war die Schule schwieriger für uns, weil wir Ungarisch sprachen und der Unterricht in Rumänisch gehalten wurde.

In der Schule waren wir die einzigen Jüdinnen. Andere Schüler beschimpften uns trotz allem, was wir durchgemacht hatten. Antisemiten in Cluj verbreiteten Gerüchte, dass ein jüdischer Vampir nachts Christenmädchen verfolge und ihnen das Blut aussauge. Miriam und ich gingen zum Abendessen in ein Waisenhaus, weil es bei Tante Irena nicht genug zu essen gab. Wenn wir nach Hause liefen, dachte ich immer: Woher weiss dieser Vampir, dass ich Jüdin bin, damit er mich nicht angreift?

Doch es waren nicht allein die Juden, die verfolgt wurden. Für alle waren die Verhältnisse schrecklich. Schliesslich wandten Miriam und ich uns an eine jüdisch-zionistische Organisation, um etwas über Palästina zu erfahren, aber danach löste die Regierung diese Organisation auf.

Manchmal bekamen wir Päckchen von unserer Tante in den Vereinigten Staaten. Einmal schickte sie Stoffe, und Tante Irena ging mit uns zur Schneiderin und liess drei Paar gleiche Kleider für Miriam und mich nähen. Unsere Lieblingskleider waren blau mit kleinen Tupfen. Wir liebten es, gleiche Kleider zu tragen, weil wir damit Aufmerksamkeit erregen und die Jungen an der Nase herumführen konnten. Unsere amerikanische Tante schickte auch Mäntel, aber der Schnitt war für Erwachsene und sie passten nicht.

Eines Tages im Jahr 1948 – wir waren vierzehn – kündigte die Regierung an, das Warenhaus werde neue Mäntel zum Verkauf anbieten. Miriam und ich standen die ganze Nacht Schlange und warteten, dass das Geschäft um zehn Uhr morgens öffnete. Aber es kamen zwölftausend Leute – für zweihundert Mäntel! Als die Türen aufgingen und die Leute hineinstürmten, entdeckte uns eine Verkäuferin, die mit unserer Tante befreundet war. Sie warf uns zwei Mäntel zu und schob uns unter eine Ladentheke. Später bezahlten wir und verliessen das Geschäft

mit zwei gleich geschnittenen rostfarbenen Mänteln, in der Farbe von Herbstlaub. Wir trugen diese Mäntel, als wir viel später mit dem Schiff nach Israel fuhren.

In Palästina entstand 1948 der Staat Israel. Bei mir entwickelte sich der Gedanke, es sei ein Privileg, an einem Ort zu leben, an dem zu leben mein Vater sich erträumt hatte. Als wir Papa zum letzten Mal sahen, hatte er uns das Versprechen abgenommen, nach Palästina zu gehen, falls wir überlebten.

Miriam und ich wechselten Briefe mit Onkel Aaron, Papas Bruder, der in Haifa lebte, und schickten ihm ein Foto von uns. Onkel Aaron bot an, uns beim Umsiedeln behilflich zu sein und unserer Not ein Ende zu setzen. Wir schrieben ihm und fragten, ob es in Israel Schokolade gebe. Er antwortete, wir könnten so viel Schokolade essen, wie wir wollten, und ebenso viele Orangen. Er werde für uns sorgen. In unseren Ohren klang Israel wie das Paradies!

Tante Irena hatte, so erzählte sie, die Nachricht erhalten, dass ihr Sohn am Leben war und in Israel lebte. Sie wollte ebenfalls auswandern. Wir beantragten zu dritt Ausreisevisa, und unsere Tante erhielt ihres ohne Probleme. Bei Miriam und mir dauerte es zwei Jahre, bis wir unser Visum bekamen. Die Regierung wollte nicht, dass junge Menschen Rumänien verliessen, weil man die Ju-

gend zum Wiederaufbau des vom Krieg verwüsteten Landes brauchte.

Trotzdem fingen wir an, uns auf unsere Reise vorzubereiten. Die Vorschriften, was wir ausführen durften, änderten sich täglich. Wir packten ein Jahr vor unserer Ausreise und wohnten inmitten von Kartons, deren Inhalt aus zur Mitnahme vorgesehenen Dingen bestand. Um das Land verlassen zu können, mussten Miriam und ich unseren restlichen Besitz überschreiben. Wir besaßen noch gut achttausend Quadratmeter Ackerland und das Haus in Portz. Die Kommunisten hatten bereits den Grossteil unserer Ackerflächen eingefordert, um sie unter den Bauern zu verteilen. Wir wollten so unbedingt fort, dass wir unterschrieben.

Zwei Monate, bevor wir Rumänien verliessen, wurde Tante Irenas Mann aus dem Gefängnis entlassen und erhielt ein Visum. Vor uns Mädchen sagte er kein einziges Wort über das, was ihm zugestossen war. Und wir waren einfach nur froh, dass er freigekommen war.

Im Juni 1950 schliesslich, als wir kurz vor der Abreise standen, informierte uns die Regierung, dass wir lediglich mitnehmen dürften, was wir am Leib trugen. Am Tag des Aufbruchs liess uns Tante Irena unter unseren identischen Mänteln drei Kleider übereinander anziehen. Ich schlug die zerknitterten Fotos meiner Familie sorgsam in Papier ein und steckte sie ein.

Wir fuhren mit dem Zug nach Constanza, eine Stadt am Ufer des Schwarzen Meers. Unter allgemeinem Stossen und Drängeln stellten wir uns in einer Reihe an, um an Bord des Schiffs zu gelangen. Miriam und ich wurden eingezwängt. Ich konnte kaum atmen. Aber wir hielten eisern gegenseitig unsere Hände umklammert, damit wir nicht getrennt wurden. Auf einem Schiff, das nur für eintausend Passagiere gebaut war, befanden sich nun dreitausend. Wir mussten vierundzwanzig Stunden warten, bis wir losfuhren.

Während wir uns vom Ufer entfernten, wurde mir bewusst, dass für Miriam und mich nichts mehr in Rumänien geblieben war. In den vergangenen fünf Jahren hatte ich unablässig gehofft, unsere Schwestern oder unsere Eltern würden zurückkehren. Die jüdischen Organisationen, die mit dem Roten Kreuz zusammenarbeiteten, hatten Listen von Heimkehrern ausgehängt. Ich hatte die Listen im Waisenhaus überprüft, wo wir täglich zu Abend assen, aber es fand sich nicht die geringste Spur von einem Mitglied unserer Familie. Miriam und ich waren sechzehn Jahre alt. Wir mussten das hinter uns lassen.

Es war eine lange, anstrengende Reise. Tagelang sahen wir kein Land, aber es war auch aufregend, auf offener See zu sein. Die endlosen Weiten von Wasser und Himmel, die frische Luft und der Wind, der uns durchs Haar

strich, rochen nach Freiheit und Verheissung. Hand in Hand beobachteten Miriam und ich Delfine, die sich in und über dem Wasser tummelten.

An einem frühen Morgen lief unser Schiff in Haifa ein. Als es anlegte, standen wir an Deck und sahen die Sonne über dem Berg aufgehen. Es war vielleicht das Schönste, was ich je gesehen hatte. Das Land der Freiheit. Die meisten Schiffspassagiere waren Holocaustüberlebende wie wir. Alle stimmten die israelische Nationalhymne «Hatikvah» an. Wir weinten und sangen vor Freude.

Als wir im Hafen von Bord gingen, suchten wir einen Menschen, der nach uns Ausschau hielt. Schliesslich entdeckte uns Onkel Aaron, er rief unsere Namen und schwenkte die Arme, damit wir ihn auch wirklich sahen.

Wir fielen ihm in die Arme und er küsste uns. Wir weinten in seinen Armen. Es war schon so lange her, seit wir beide echte Zuneigung von jemand anderem erfahren hatten.

Meine Zwillingschwester und ich, mit unseren gleich geschnittenen rostfarbenen Mänteln und mehreren Lagen von Kleidern übereinander, spürten endlich, dass wir nach Hause gekommen waren.

Vierzehntes Kapitel

Als wir mit Onkel Aaron in Haifa eintrafen, erfuhren wir, dass Tante Irenas Sohn doch nicht hier war. Sie hatte die Geschichte erfunden, um ein Visum zu ergattern. Miriam und ich waren traurig, als wir begriffen, dass unser Lieblingscousin tatsächlich für immer fort war. Den Nachmittag verbrachten wir mit Onkel Aaron und seiner Familie. Wir kamen überein, dass Miriam und ich in eines der Dörfer der Jugend-Alijah gehen würden, die von der israelischen Regierung eingerichtet worden waren. Die Dörfer waren auf riesigen Höfen angesiedelt, auf denen junge Leute wie wir Saatgut ausbrachten und ernteten und Tiere versorgten. Die Lebensmittel, die wir herstellten, halfen mit, die neue Nation Israel mit Nahrung zu versorgen.

In unserem Dorf arbeiteten wir halbtags und gingen halbtags zur Schule. Meine Aufgabe war es, Tomaten und Erdnüsse zu ernten und Kühe zu melken.

Miriam und ich lebten im Dorf mit ungefähr dreihundert anderen Jugendlichen aus vielen verschiedenen Ländern zusammen. Nicht alle jungen Leute waren Holocaustüberlebende wie wir. Manche lebten im Dorf, während ihre Eltern in der Berufsausbildung waren. Alle wurden bei der Ankunft Gruppen zugeteilt, und später wurden wir Freunde. Jedes Wohnheim hatte eine Hausmutter, aber wir selbst übernahmen die Verantwortung für unsere Zimmer. Erstmals, seit ich Auschwitz verlassen hatte, konnte ich ohne Albträume schlafen. Ich musste keine Angst mehr um unsere körperliche Unversehrtheit oder unser Überleben haben. Hier gab es keinen Antisemitismus, und man erlaubte, ja ermutigte uns, unser jüdisches Erbe zu zelebrieren. Unser Schmerz und unsere Verletzungen begannen in diesen Jugenddörfern langsam zu heilen.

Bei der Ankunft sprachen wir alle zwar unterschiedliche Sprachen, doch man lehrte uns eine gemeinsame Sprache: Hebräisch. Gleich am ersten Abend, den Miriam und ich im Dorf verbrachten, lernte ich ein paar Worte. Es war ein Freitag. An diesem wie an jedem anderen Freitagabend versammelten sich alle Kinder und Jugendlichen in einem riesigen Speisesaal und begrüßten den *Shabbat*, den jüdischen Sabbat. Auf den Tischen standen Kerzen und Wein. Wir alle trugen weisse Hemden. Miriam und mir wurden

zwei Mädchen als «grosse Schwestern» zugeteilt, und sie kümmerten sich darum, dass wir uns in die Gemeinschaft aufgenommen fühlten.

Nach den Gebeten fing die grosse Runde an zu singen und die *Hora* zu tanzen. Ich wusste jedoch nicht, wie das ging. «Kann ich bei diesem Tanz mitmachen?», fragte ich mich. Da fasste mich meine grosse Schwester an der Hand, Miriams grosse Schwester ergriff ihre, alle nahmen sich bei den Händen und bildeten einen Kreis. Wir tanzten rechtsherum. Ich kannte die Schritte nicht, aber ich bewegte mich mit. Die Arme hoch erhoben tanzten wir gemeinsam, Jungen und Mädchen, und sangen «Hava Nagila». Lachend tanzten wir Runde um Runde, schneller und immer schneller. Ich tanzte die *Hora* und war voller Freude. Miriam und ich gehörten endlich zu einer neuen, grossen Familie, die uns mit offenen Armen empfing.

Nachwort von Eva Mozes Kor

In Israel lebten wir zwei Jahre im Jugenddorf. Wir gingen den halben Tag zur Schule und arbeiteten den anderen halben Tag auf der Farm. Wir lernten rasch Hebräisch, wechselten innerhalb von zwei Jahren zügig von einer Klasse zur nächsten und schlossen zuletzt mit der zehnten Klasse ab. Miriam arbeitete auf dem Feld, ich war Melkerin. Ich arbeitete als einziges Mädchen mit sechs Jungen. Ich lernte, «Ich liebe dich» in zehn verschiedenen Sprachen zu sagen, etwas, das im Alter von sechzehn wichtig schien.

1952 wurden wir zur israelischen Armee eingezogen, wo Miriam sich zur Krankenschwester ausbilden liess und ihren staatlichen Abschluss machte. Ich wurde nach der entsprechenden Ausbildung technische Zeichnerin und zeichnete Pläne von Bauwerken und Maschinen. Ich war in Tel Aviv stationiert und blieb acht Jahre in der israelischen Armee; dort erreichte ich den Rang eines Stabsfeld-

webels. Es waren Jahre des Wachsens für mich. Ich wurde eine sehr gute technische Zeichnerin und erlebte, dass ich in der Lage war, mir meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Doch ich sehnte mich nach einem Zuhause und einer eigenen Familie.

Im April 1960 lernte ich einen amerikanischen Touristen kennen, Michael Kor, der seinen Bruder in Tel Aviv besuchte. Obwohl wir uns kaum miteinander verständigen konnten, heirateten wir einige Wochen später. Er hatte etwas auf Englisch zu mir gesagt; an jenem Abend schlug ich es nach und antwortete dann: «Ja.» Es war ein Heiratsantrag. Bevor ich mich versah, war ich eine verheiratete Frau und lebte in Terre Haute, Indiana, wo mein Mann Michael sich 1947 niedergelassen hatte. Er war nach dem Krieg gezielt dorthin gegangen, um in der Nähe seines Befreiers zu sein, der den amerikanischen Streitkräften angehörte.

Ich darf verraten, dass es keine besonders gute Idee ist, jemanden zu heiraten, ohne mit ihm in derselben Sprache kommunizieren zu können. Wir hatten beide mit allzu vielen Überraschungen zu kämpfen, während wir uns allmählich kennenlernten. Beispielsweise dachte er anfangs, ich sei sehr still! Wie man sich wohl aus den vorliegenden

schriftlichen Erinnerungen zusammenreimen kann, bin ich das nicht; ich sprach lediglich kein Wort Englisch.

Von Tel Aviv nach Terre Haute zu ziehen, war etwa so, wie auf dem Mond zu landen. Ich wusste nichts über das Leben in Amerika, ich sprach kein Englisch und glaubte, jedermann sei reich. Nach wenigen Wochen war ich schwanger. Ich hatte so furchtbares Heimweh, vermisste Miriam und meine Freunde in Israel so sehr, dass ich mich vor den Fernseher setzte, um meine Einsamkeit zu ertränken. Damals glaubte ich, die Amerikaner brächten im Fernsehen nichts als Nachrichten und Sport, weil das die einzigen Sendungen waren, die mein Mann anschaute.

Eines Tages lief zu meiner Überraschung ein Film über ein verliebtes junges Paar, das sich küsste und so lebte, wie junge Leute es tun.

Das war doch endlich mal eine Sendung, die sich anzuschauen lohnte!

Ich versank völlig darin und löste den Blick nur von der Handlung auf dem Bildschirm, um Wörter zu notieren, die ich nicht kannte, damit ich sie später im Wörterbuch nachschlagen konnte. Anschliessend prägte ich mir diese Wörter ein. Mit dieser Methode lernte ich so gut Englisch sprechen, dass ich binnen drei Monaten nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten eine Arbeitsstelle fand.

Unser Sohn Alex Kor kam am 15. April 1961 zur Welt, unsere Tochter Rina Kor am 1. März 1963. Ich glaubte, mein Leben sei nun vollkommen. Und doch, meine Kindheitserlebnisse kamen immer wieder hoch und verfolgten mich. Die Kindergeburtstage begannen und wurden zu einem Problem, weil meine Kleinen mich fragten, warum sie denn keine Grosseltern hätten wie all ihre Freunde.

Als Alex sechs Jahre alt war, tauchte an Halloween ein recht beliebtes Kind mit seinen Freunden bei uns auf, um ihm Streiche zu spielen. Diese Streiche erinnerten mich an die Zeit, in der die Nazijugend uns in Portz drangsalierte, eine Zeit, in der ich hilflos war und nichts zu meiner Verteidigung unternehmen konnte. Aber jetzt lebte ich in diesem grossartigen Land, wo ich so etwas nicht einfach hinnehmen musste! Ich ging also hinaus und scheuchte die Kinder weg. Das machte mich von da an zu Halloween sehr «beliebt». Jedes Jahr am 1. Oktober begannen die Schikanen: Sie malten uns Hakenkreuze ans Haus und legten weisse Kreuze in den Hof – es war furchtbar.

Alex kam weinend von der Schule nach Hause und sagte: «Mama, ich schäme mich so wegen dir! Alle sagen, du wärst verrückt! Warum bist du nicht wie all die anderen Mütter?» Ich sagte meinem Sohn, ich sei nicht verrückt, allerdings auch nicht wie all die anderen Mütter. Die Kin-

der, so dachte ich, würden Verständnis entwickeln und mich in Frieden in meinem Haus leben lassen, wenn ich ihnen erzählte, was mir als Kind zugestossen war. Aber als Opfer derartiger Abscheulichkeiten wusste ich nicht, wie ich das bewerkstelligen sollte.

Elf Jahre lang wurde ich drangsaliert, bis 1978, als NBC den Film «Holocaust» ausstrahlte. Plötzlich begriffen alle, weshalb ich anders war. Dieselben Kinder, die mich an Halloween verhöhnt hatten, riefen an oder schrieben mir und entschuldigten sich.

1978 begann ich Vorträge zu halten, und die Leute fragten mich jedes Mal nach Einzelheiten der Experimente. Ich hatte nie alle Details über Auschwitz erfahren, dachte aber, es müssten massenhaft Informationen über die Lager und über Dr. Mengele verfügbar sein. Unglücklicherweise fand ich jedoch keinerlei Informationen in Büchern. Ich erinnerte mich, dass in dem Film über die Befreiung des Lagers ungefähr zweihundert Kinder gezeigt wurden, die aus dem Lager marschierten. Wenn ich zu diesen Kindern, inzwischen Erwachsenen, Kontakt aufnehmen könnte, könnten wir unsere Erinnerungen miteinander abgleichen und Stück für Stück ein Bild dessen zusammenfügen, was uns angetan worden war. Aber ich wusste nicht, wo ich sie suchen sollte.

Es dauerte sechs Jahre, bis ich auf die Idee kam, eine Organisation aufzubauen, die mir und Miriam helfen sollte, die Mengele-Zwillinge aufzuspüren. Im Jahr 1984 gründeten wir CANDLES, abgekürzt für *Children of Auschwitz Nazi Deadly Lab Experiments Survivors* (Kinder von Auschwitz, Überlebende tödlicher NS-Laborexperimente). Wir fanden einhundertzweiundzwanzig Überlebende in zehn Ländern und vier Kontinenten. CANDLES half als Selbsthilfegruppe vielen Zwillingen, mit einigen speziellen Dingen fertig zu werden, die uns alle als Überlebende von Mengeles Experimenten betrafen.

Im Laufe der Zeit hatte Miriam immer mehr Probleme mit ihren Nieren. Wir wussten, dass das etwas mit den Injektionen zu tun hatte, die man ihr in Auschwitz verabreicht hatte, aber wir fanden nie heraus, was es gewesen war, das ihre Nieren nicht grösser werden liess als die eines zehnjährigen Kindes. 1987 versagten die Nieren. Ich spendete ihr meine eigene linke Niere, wodurch sie bis zum 6. Juni 1993 weiterleben konnte. Wir fanden tatsächlich nie heraus, was man ihr und uns allen injiziert hatte. Ich bin immer noch auf der Suche und hoffe, an diese Information heranzukommen.

Miriam's Tod warf mich völlig aus der Bahn. Ich wusste, ich musste zur Erinnerung an sie ein Zeichen setzen. Darum gründete ich 1995 das *CANDLES Holocaust-Mu-*

seum und Bildungszentrum in Terre Haute, Indiana. Mehr als fünfzigtausend Menschen haben das Museum besucht, seit wir seine Pforten öffneten, die meisten von ihnen junge Leute.

1993 reiste ich nach Deutschland und traf mich mit einem NS-Arzt aus Auschwitz, Dr. Münch. Überraschenderweise war er sehr freundlich zu mir. Und was noch überraschender war: Ich stellte fest, dass ich ihn mochte. Ich fragte ihn, ob er irgendetwas über die Gaskammern in Auschwitz wisse. Er sagte, was er wisse, habe seinen Albträumen fortwährend neue Nahrung gegeben, mit denen er Tag für Tag lebe. Danach schilderte er, was er wusste: «Den Menschen wurde gesagt, sie würden duschen gehen, sie sollten sich die Nummer ihres Kleiderhakens merken und ihre Schuhe zusammenbinden. Wenn die Gaskammer komplett voll war, wurden die Türen hermetisch abriegelt und luftdicht verschlossen. In der Decke öffnete sich ein Durchlass, der an eine Lüftungsklappe erinnerte, und ein kiesähnliches Granulat wurde hinuntergeworfen. Dieses Granulat funktionierte in gewisser Weise wie Trockeneis und verwandelte sich in Gas. Das Gas begann vom Boden aufzusteigen. Die Menschen versuchten, dem aufsteigenden Gas zu entkommen, und kletterten übereinander. Die Stärksten landeten oben auf einem Berg von ineinander verknäulten Körpern. In dem Moment, in dem

sich die Menschen oben auf dem Berg nicht mehr bewegen – ich schaute durch ein Guckloch und beobachtete das Ganze –, wusste ich, dass alle tot waren.» Dr. Münch unterzeichnete die Sammeltotenscheine; es standen keine Namen darauf, nur, dass es zweitausend oder dreitausend Tote gab.

Ich sagte Dr. Münch, dies seien sehr wichtige Informationen, denn ich hatte nicht gewusst, dass die Gaskammern in dieser Weise funktionierten. Ich fragte ihn, ob er 1995 mit mir nach Auschwitz gehen werde, wenn wir den fünfzigsten Jahrestag unserer Befreiung aus dem Lager feierten. Ich forderte ihn ausserdem auf, eine eidesstattliche Erklärung zu unterzeichnen zu dem, was er gesagt und gesehen und getan hatte, und dies an der Stätte all jener Morde zu tun. Er sagte, er werde dies sehr gerne tun.

Ich kehrte also aus Deutschland zurück und war ausserordentlich froh, dass ich ein Originaldokument haben würde, von einem Nazi beglaubigt und unterzeichnet – einem Täter, weder einem Überlebenden noch einem Befreier –, das ich der Sammlung historischen Wissens hinzufügen konnte, die wir für uns selbst und für künftige Generationen angelegt hatten. Ich war so dankbar, weil Dr. Münch bereit war, mit mir nach Auschwitz zu kommen und das Dokument über die Funktionsweise der Gaskammern zu unterzeichnen, dass ich mich ihm gegenüber

erkenntlich zeigen wollte. Aber was schenkt man einem NS-Arzt? Wie kann man sich bei einem NS-Arzt bedanken?

Zehn Monate lang grübelte ich über diese Frage nach. Tausenderlei Ideen gingen mir durch den Kopf, bis ich schliesslich dachte: Was ist mit einem schlichten Vergebungsschreiben an ihn? Eines, in dem ich ihm alles vergebe, was er getan hat? Ich wusste sofort, er würde es sehr schätzen, doch was ich dann entdeckte, als ich die Entscheidung gefällt hatte, war dies: Vergebung dient nicht so sehr dem Täter als vielmehr dem Opfer. Es lag in meiner Macht, zu vergeben. Niemand konnte mir diese Macht verleihen, niemand konnte sie mir nehmen. Eben dies erzeugte in mir ein Gefühl der Stärke. Es gab mir ein gutes Gefühl, Entscheidungsgewalt über mein Leben als Überlebende zu haben.

Ich begann, meinen Brief zu schreiben, und verfasste unter grossen Qualen mehrere Versionen. Da ich in Sorge wegen meiner Rechtschreibung war, bat ich meine ehemalige Englischlehrerin, den Brief zu korrigieren. Wir trafen uns ein paar Mal und sie sagte zu mir, ich sollte darüber nachdenken, ob ich auch Dr. Mengele vergeben wollte. Zunächst war ich schockiert, doch später versprach ich ihr, es zu tun, denn ich erkannte, dass es in meiner Macht lag, selbst dem Todesengel zu vergeben. Grossartig, dach-

-

te ich, was für ein gutes Gefühl, dass ich das tun kann. Ich habe diese Macht, und ich verletze niemanden damit.

Am 27. Januar 1995 trafen wir in Auschwitz ein. Dr. Münch kam mit seinem Sohn, seiner Tochter und seiner Enkelin, ich kam mit meinem Sohn, Alex Kor, und meiner Tochter Rina. Dr. Münch unterzeichnete sein Dokument. Dann las ich meine eigene, persönliche Vergebungserklärung vor und unterzeichnete sie.

Ich spürte sofort, dass eine Schmerzenslast von meinen Schultern genommen war, Schmerzen, mit denen ich fünfzig Jahre lang gelebt hatte: Ich war nicht länger Auschwitz-Opfer, nicht länger Opfer meiner tragischen Vergangenheit. Ich war frei. Ich nutzte diesen Moment auch, um meinen Eltern zu vergeben, die ich mein Leben lang dafür gehasst hatte, dass sie uns nicht vor Auschwitz bewahrt hatten, dass sie uns nicht davor bewahrt hatten, als Waisen aufzuwachsen. Ich begriff endlich, dass sie alles ihnen Mögliche getan hatten. Ich vergab auch mir selbst, weil ich meine Eltern überhaupt gehasst hatte.

Zorn und Hass sind die Saat, aus der Krieg erwächst. Vergebung ist ein Same des Friedens. Sie ist der letzte Akt der Selbstheilung.

Ich sehe Vergebung als Gipfel eines sehr hohen Bergs. Die eine Seite ist dunkel, trostlos, nass und sehr schwierig zu besteigen. Aber die, die sich abmühen und den Gipfel

erreichen, können die Schönheit auf der anderen Seite des Bergs sehen, die von Blumen, weissen Tauben, Schmetterlingen und Sonnenschein erfüllt ist. Wenn wir auf dem Gipfel stehen, können wir beide Seiten des Bergs sehen. Wie viele Menschen würden wohl lieber auf die düstere Seite zurückkehren, anstatt auf der sonnigen, blumenbedeckten Seite umherzuwandern?

Ich habe über dreitausend Vorträge auf der ganzen Welt gehalten, zwei Bücher geschrieben und drei Kapitel zu drei weiteren Büchern beigetragen. Ich wünsche mir, jungen Menschen für ihr Leben die Lektionen vermitteln zu können, die ich durch mein Leiden gelernt habe, durch alles, was ich durchgemacht und überlebt habe:

1. Gib dich selbst und deine Träume niemals auf, denn im Leben ist alles Gute möglich.
2. Beurteile Menschen nach ihren Taten und dem Wesen ihres Charakters.
3. Vergib deinem ärgsten Feind und vergib jedem, der dir Schmerz zugefügt hat – es wird deine Seele heilen und dich frei machen.

Wenn ich auf meine Jugendjahre zurückschaue, so hätte ich damals nie geglaubt, dass mir irgendjemand würde zu-

hören wollen oder dass ich etwas Wichtiges zu sagen hätte. Darum sage ich jetzt zu euch allen, die ihr dieses Buch lest, damit ihr es nicht vergesst: Gebt nie, niemals auf. Ihr könnt überleben und eure Träume verwirklichen.

Und ich möchte enden mit einem Zitat aus meiner Vergebungserklärung, verlesen am fünfzigsten Jahrestag der Befreiung von Auschwitz:

«Ich hoffe, der Welt zumindest im Kleinen
eine Botschaft der Vergebung zu vermitteln,
eine Botschaft des Friedens,
eine Botschaft der Hoffnung,
eine Botschaft der Heilung.
Lasst nie wieder Krieg zu,
nie wieder Experimente
ohne vorherige Aufklärung und Zustimmung,
nie wieder Gaskammern,
nie wieder Bomben,
nie wieder Hass,
nie wieder Töten,
nie wieder ein Auschwitz.»

Anhang

Anmerkung der Autorin

Lisa Rojani Buccieri

April 2009

Dieses Buch kam durch die Bemühungen vieler Menschen zustande. *Surviving the Angel of Death: The Story of a Mengele Twin* stützt sich zunächst einmal auf die Erinnerungen einer einzelnen Person. Eva Mozes Kor ist Augenzeugin vielfacher Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Eva war es auch, die zu Beginn den Wunsch äusserte, ihre zuvor im Eigenverlag erschienenen Erinnerungen mit dem Titel *Echoes From Auschwitz: Dr. Mengele's Twins, the Story of Eva and Miriam Mozes* in eine für junge Menschen geeignetere Form zu bringen.

Katie McKy führte umfangreiche Interviews mit Eva, sie stellte viele sachbezogene Fragen und brachte Eva dazu, sich zu öffnen und so zu erzählen, dass junge Menschen Zugang dazu finden können.

Susan Goldman Rubin schrieb eine ausführliche, detaillierte Gliederung, sie traf Eva persönlich und ergänzte das vorhandene Material zusätzlich um viele wertvolle, aufschlussreiche Recherchen. Ohne Susan wäre dieses Buch in der Kürze der dafür vorgesehenen Zeit nicht möglich gewesen.

Peggy Tierney, Lektorin im Verlag Tanglewood Books, hat Eva jahrelang über mehrere Autoren und kaum noch zählbare Entwürfe hinweg ermutigt und unterstützt. Sie wusste, dass Eva eine wichtige Geschichte zu erzählen hatte, und glaubte daran, dass sie erzählt werden musste. Ich möchte mich bei Peggy bedanken, dass sie mich für fähig gehalten hat, dieses Material zu nehmen und dann dieses Buch auf eine Weise zu schreiben, die die Wahrheit wiedergibt, wie Eva sie erinnert, und zugleich ihre Geschichte so zum Leben erweckt, dass junge Leser sie in der Sicherheit dieser Seiten nacherleben können. Ich kann nur hoffen, dass die Leser dieses Buch als unserer vereinten Mühe wert empfinden.

Es war mir eine besondere Ehre, an diesem wichtigen Projekt mitzuarbeiten und zu helfen, dass Eva Mozes Kors Geschichte an eine neue Generation von Lesern weitergegeben wird. Es gibt wenige Kinder des Holocausts und noch viel weniger Mengele-Zwillinge, die überlebt haben und ihre Geschichte erzählen können. Eva hat es

getan. Und diese Geschichte ist mit ihrer Stimme erzählt, in der ersten Person, aus der Sicht einer Erwachsenen, die über fünfundsechzig Jahre auf eine Zeit zurückblickt, da ein kleines Mädchen, die zitternde Hand seiner Zwillingsschwester umklammernd, vor den Toren des Grauens auftauchte – und überlebte.

Biografien der Autorinnen

Eva Mozes Kor lebt in Terre Haute, Indiana. 1985 gründete sie eine Organisation für überlebende Mengele-Zwillinge und setzte sich bei Regierungen dafür ein, dass nach Josef Mengele gesucht wurde. 1995 eröffnete sie in Terre Haute ein kleines Holocaust-Museum, das heute

den Namen *CANDLES Holocaust Museum and Education Center* trägt. Dort hält sie regelmässig Vorträge und organisiert Führungen, insbesondere für Schulklassen. Sie ist eine national und international anerkannte Rednerin zum Thema Holocaust, Ethik in der Medizin, Vergebung und Frieden. Es gibt zahlreiche Medienbeiträge zu Eva Mozes



Kor, u.a. den Dokumentarfilm *Forgiving Dr. Mengele*. Sie arbeitet bis heute als Immobilienmaklerin in Terre Haute. Weitere Informationen zum Museum unter www.candleholocaustmuseum.org.

Lisa Rojany Buccieri hat über hundert Kinderbücher geschrieben, darunter mehrere preisgekrönte Titel und Bestseller. Ausserdem ist sie seit über zwanzig Jahren als Lektorin und Verlegerin in der Branche tätig. Sie ist die Hauptautorin von *Writing*



Children's Books for Dummies und leitet den Verlag Editorial Services of L.A. Zudem war sie Programm-/Verlagsleiterin bei Golden Books, Price Stern Sloan/ Penguin Group USA, Gateway Learning Corp und Intervisual Books. Lisa Rojany Buccieri lebt mit ihrer Familie in Los Angeles. Weitere Informationen zur Autorin unter www.EditorialServicesofLA.com.

Bildnachweise

Die Fotos des Eingangs zu Auschwitz, die Fotos innerhalb des Lagers und der Selektionsrampe auf Seite 93 und 94 und der Csengeri-Familie auf Seite 146 wurden mit freundlicher Genehmigung des United States Holocaust Memorial Museum zur Verfügung gestellt. Die in diesem Buch geäußerten Meinungen und Ansichten und das Umfeld, in dem die Fotos verwendet werden, spiegeln nicht unbedingt die Meinung oder den Standpunkt des United States Holocaust Memorial Museum wider, noch stellt die Genehmigung eine Zustimmung oder Befürwortung dar.

Das Foto von Auschwitz auf Seite 94 ist mit freundlicher Genehmigung des Staatsmuseums Auschwitz-Birkenau in Oświęcim, Polen abgebildet.

Zeitleiste

- 1933 Machtergreifung der NSDAP
31. Januar 1934 *Geburt von Eva und Miriam
Mozes*
- 1935 *Alexander Mozes und sein Bruder
Aaron werden wegen angeblicher
Steuerhinterziehung unrechtmässig
inhaftiert*
- September 1935 Nürnberger Gesetze
- November 1938 Novemberprogrome
1. September 1939 Beginn des Zweiten Weltkriegs

20. September 1939 Hitler beschliesst, binnen eines Jahres alle Juden aus dem Deutschen Reich nach Polen zu bringen und dort in Gettos zu konzentrieren (??)
- Sommer 1940 Hitler schlägt den nördlichen Teil des rumänischen Siebenbürgens Ungarn zu
- 1940 *Eva, Miriam und ihre Familie leiden zunehmend unter dem Antisemitismus ihrer Umgebung*
- Herbst 1940 *Eva und Miriam Mozes werden eingeschult*
22. Juni 1941 Überfall der deutschen Truppen auf die Sowjetunion und Beginn der organisierten Massenvernichtung von Juden in eroberten Gebieten
27. Juni 1941 Ungarn tritt an der Seite Hitlers in den Zweiten Weltkrieg ein

9. September 1941 Verordnung des Judensterns
17. September 1941 Hitler entscheidet, die Deportation aller reichsdeutschen und europäischen Juden aus von Deutschland besetzten Gebieten nach Osteuropa noch während des Krieges zu beginnen
- September 1943* *Vereitelter Fluchtversuch der Familie Mozes*
- März 1944 Die Deutschen okkupieren Ungarn und setzten eine Kollaborationsregierung unter Döme Sztójay ein, die sofort mit der Deportation der jüdischen Bevölkerung beginnt.
Deportation der Familie Mozes nach Șimleu Silvaniei ins Getto
- Mai 1944* *Deportation der Familie Mozes nach Auschwitz. Eva und Miriam werden Mengeles menschenverachtenden medizinischen Experimenten ausgesetzt*

- Juli 1944* *Eva wird mit einem Krankheitserreger infiziert und in den Krankenbau gebracht; nach einigen Wochen kehrt sie zu Miriam zurück*
7. Oktober 1944 Juden des sogenannten Sonderkommandos rebellieren und sprengen das Krematorium IV in Birkenau in die Luft
- Herbst 1944* *Eva und Miriam werden gemeinsam mit den anderen Zwillingen in das sogenannte Zigeunerlager verlegt*
- Januar 1945 Beginn der Todesmärsche von Auschwitz
- Gewaltmarsch von Birkenau nach Auschwitz, bei dem Eva und Miriam sich kurzzeitig verlieren*
18. Januar 1945 Mengele verlässt das Lager gemeinsam mit den fliehenden NS-Soldaten

27. Januar 1945 Auschwitz wird durch die sowjetischen Truppen befreit
- März 1945 *Eva und Miriam ziehen ins Lager zu Frau Csengeri und ihren Töchtern*
9. Mai 1945 Ende des Zweiten Weltkriegs (in Europa)
- Mai 1945 *Die Zwillinge reisen mit Frau Csengeri in ein Flüchtlingslager bei Slucz, in der Nähe von Minsk*
- Oktober 1945 *Die Zwillinge brechen mit Frau Csengeri nach Çimleu Silvaniei auf und von dort in ihr Heimatdorf Portz*
- Oktober 1945-1950 *Eva und Miriam wohnen bei ihrer Tante Irena in Cluj, Rumänien*
- 1948 Gründung des unabhängigen Staates Israel

Juni 1950

*Eva und Miriam ziehen zu ihrem Onkel
Aaron nach Israel und nehmen die isra-
elische Staatsbürgerschaft an*

Glossar

Alliierte

Im engeren Sinne die im Zweiten Weltkrieg gegen das Deutsche Reich verbündeten Grossmächte Grossbritannien, Sowjetunion, USA und Frankreich.

Antisemitismus

Judenfeindlichkeit (auch Judenhass, Judenfeindschaft, bis hin zu Judenverfolgung), bezeichnet eine pauschale Ablehnung der Juden und des Judentums.

Arbeitslager

Stätten, an denen Menschen zur Zwangsarbeit festgehalten werden.

Arier

Im Nationalsozialismus umgedeutete ideologische Bezeichnung einer indogermanischen Herrenrasse; Menschen mit blauen Augen und blonden Haaren wurden als Ideal-Typ der arischen Rasse betrachtet.

Auschwitz

Ein Lagerkomplex, der aus dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und zwei weiteren Konzentrationslagern im damals deutsch besetzten Polen bestand. Das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau war das grösste deutsche Vernichtungslager während der Zeit des Nationalsozialismus. Es wurde 1941 drei Kilometer entfernt vom Stammlager Auschwitz I gebaut. Der Name *Auschwitz* wurde zum Symbol für den Holocaust.

Beriberi

Eine durch Vitamin-B-Mangel hervorgerufene Nervenerkrankung. Symptome sind Müdigkeit und Lethargie sowie Störungen von Herz, Kreislauf, Nerven und Muskulatur.

Bromid

Als Bromide werden Salze der Bromwasserstoffsäure bezeichnet, aber auch organische Verbindungen, die Brom enthalten.

Chanukka

Lichterfest, achttägiges jüdisches Fest im Dezember zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem (164 v. Chr.). An jedem Tag des Festes wird ein Licht mehr am Chanukka-Leuchter angezündet.

Davidstern

Auch *Judenstern* oder *Gelber Stern* genannt; eine im Nationalsozialismus eingeführte Zwangskennzeichnung für Personen, die nach nationalsozialistischem Recht als Juden galten.

Deportation

Die staatliche zwangsweise Verbringung von Menschen in andere Gebiete.

Deutsches Reich

Der Name des deutschen Nationalstaates in den Jahren zwischen 1871 und 1945 und zugleich auch die staatsrechtliche Bezeichnung Deutschlands bis 1943.

Diatomit

Auch *Kieselgur*, eine weissliche, pulverförmige Substanz. Während des Zweiten Weltkrieges diente es als Trägermaterial für Zyklon-B-Gas, welches zum Massenmord in deutschen Vernichtungslagern eingesetzt wurde.

Eiserne Garde

Eine faschistische und antisemitische Bewegung bzw. eine politische Partei in Rumänien in der Zeit von 1927 bis zum Anfang des Zweiten Weltkrieges.

Fleckfieber

Eine Bakterieninfektion, die durch Läuse, Milben, Zecken oder Flöhe übertragen wird.

Gaskammer

Einrichtung in sechs Tötungsanstalten, mehreren Konzentrationslagern und Vernichtungslagern. Dort wurden während der nationalsozialistischen Diktatur Menschen durch Kohlenstoffmonoxidgas, Zyklon B oder Motorabgase umgebracht.

Getto

Ein bestimmtes Stadtviertel oder Sammellager, in dem Juden zu leben gezwungen wurden; die SS-Kurzbezeichnung der Sammellager vor der Deportation in die Vernichtungslager. In Osteuropa existierten zwischen 1939 und 1944 ungefähr 950 Gettos, davon etwa 400 auf polnischem und etwa 400 auf sowjetischem Territorium.

Hatikvah

Die Nationalhymne Israels, schon seit 1897 die Hymne der zionistischen Bewegung. Mit der Gründung des Staates Israel wurde sie inoffiziell zur Nationalhymne. 2004 wurde dieser Status durch das israelische Parlament rechtlich festgelegt.

Hava Nagila

Ein hebräisches Volkslied. Der Titel bedeutet übersetzt «Lasst uns glücklich sein». Es ist ein Lied der Feier, sehr beliebt im Judentum und in Roma-Gemeinden.

Herrenrasse

Ein zentraler Begriff zur Zeit des Nationalsozialismus. Innerhalb der NS-Ideologie wurde dieser Begriff benutzt, um das «germanische» und «nordische» Volk – als durch das «Blut» überlegen – aus allen anderen Völkern herauszuheben.

Holocaust

Als *Holocaust* oder *Schoah* wird die Ermordung von etwa sechs Millionen Menschen bezeichnet, die das nationalsozialistische Regime als Juden definierte. Dieser Völkermord zielte auf die vollständige Vernichtung der europäischen Juden. Er gründete auf dem staatlich propagierten Antisemitismus und wurde im Zweiten Weltkrieg seit 1941 systematisch, ab 1942 auch mit industriellen Methoden durchgeführt.

Hora

Ein Reigen, ein Ketten- oder Kreistanz, der ursprünglich vom Gesang der Tänzer begleitet wird. Man kennt ihn schon bei den alten Griechen.

Hydrogenzyanid

Cyanwasserstoff (*Blausäure*); eine farblose bis leicht gelbliche, brennbare, flüchtige und wasserlösliche Flüssigkeit. Blausäure ist hochgiftig.

Jiddisch

Eine Sprache, die zur Zeit des Hochmittelalters aus dem Mittelhochdeutschen hervorging; wird als jüdische Sprache üblicherweise in hebräischen Schriftzeichen geschrieben. Es wird von etwa drei Millionen Menschen, grösstenteils Juden, auf der ganzen Welt gesprochen. Vor dem Holocaust gab es etwa neun Millionen Sprecher, die meisten davon in Ostmittel- und Osteuropa.

Jugend-Alijah

Eine jüdische Organisation, die versuchte, Kinder und Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus aus dem Deutschen Reich vor allem nach Palästina in Sicherheit zu bringen.

Kaddisch

Auch *Totengebet* genannt, eines der wichtigsten Gebete im Judentum. Es ist ein Heiligungsgebet des göttlichen Namens und wird zur Erinnerung an die Verstorbenen gesprochen.

Konzentrationslager

Die Konzentrationslager (Abkürzung: KZ oder KL) wurden in der Zeit des Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1945 im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten von Organisationen der NSDAP errichtet. Es gab zuletzt mehrere Tausend Konzentrations- und Nebenlager und sieben Vernichtungslager. Sie dienten der systematischen Ermordung von Millionen Menschen, der Unterdrückung politischer Gegner, der Ausbeutung durch Zwangsarbeit, medizinischen Menschenversuchen und der Internierung von Kriegsgefangenen.

Koscher

Bezeichnet in der jüdischen Religion erlaubte Nahrungsmittel, Gegenstände oder Handlungen.

Krematorium

Eine Anlage zur Verbrennung von Leichen. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurden 1940-1944 in einer Vielzahl von Konzentrationslagern Krematorien erbaut oder erweitert, um die Leichen der Häftlinge zu verbrennen. In den Konzentrationslagern Auschwitz-Birkenau und Majdanek waren sie Teil des industriellen Massenmordes.

Matze

Auch *ungesäuertes Brot* genannt, ein dünner Brotfladen, der von religiösen und traditionsverbundenen Juden während des Pessachfestes gegessen wird.

Mengele, Josef

Josef Mengele (* 16. März 1911 in Günzburg; †7. Februar 1979 in Bertioga, Brasilien) war ein deutscher Arzt. Als Lagerarzt im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz stellte er medizinische Menschenversuche an und überwachte die Vergasung der Opfer. Dadurch war er

für den Tod Zehntausender Menschen zum Teil unmittelbar verantwortlich. Von Überlebenden «Todesengel von Auschwitz» genannt, wurde er nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zum wohl meistgesuchten NS-Kriegsverbrecher, aber nie gefasst. Er musste sich deshalb nie für seine Taten verantworten.

Muselman

Ein Begriff aus der Lagersprache in den deutschen Konzentrationslagern zur Zeit des Nationalsozialismus. Er stand für körperlich und psychisch zugrunde gerichtete Lagerinsassen.

Novemberpogrome

Vom nationalsozialistischen Regime organisierte Gewaltmassnahmen gegen Juden im gesamten Deutschen Reich vom 7. bis zum 13. November 1938. Etwa 400 Menschen wurden ermordet oder in den Selbstmord getrieben. Über 1.900 Synagogen, Betstuben und sonstige Versammlungsräume sowie tausende Geschäfte, Wohnungen und jüdische Friedhöfe wurden zerstört.

NSDAP

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei war eine in der Weimarer Republik entstandene politische Partei, deren Programm beziehungsweise Ideologie (der Nationalsozialismus) von radikalem Antisemitismus und Nationalismus sowie der Ablehnung von Demokratie und Marxismus bestimmt war. Ihr Parteivorsitzender war seit 1921 der spätere Reichskanzler Adolf Hitler, unter dem sie Deutschland in der Diktatur des Nationalsozialismus von 1933-1945 als einzige zugelassene Partei beherrschte.

Nürnberger Gesetze

Mit den Nürnberger Gesetzen vom 15. September 1935 schufen die Nationalsozialisten eine juristische Grundlage für ihre antisemitische Ideologie. Das Gesetz verbot die Eheschließung sowie den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden. Es sollte der sogenannten «Reinhaltung des deutschen Blutes» dienen, einem zentralen Bestandteil der nationalsozialistischen Rassenideologie.

Pessach

Auch *Passa(h)* oder *Pascha* genannt, gehört zu den wichtigsten Festen des Judentums. Es erinnert an den Auszug aus Ägypten, gefeiert am Abend des ersten Frühlingsvollmonds, u. a. durch Verzehr bestimmter Speisen mit symbolischer Bedeutung.

Propaganda

Bezeichnet einen absichtlichen und systematischen Versuch, Menschen zu manipulieren und ihr Verhalten zu steuern, um so eine bestimmte, erwünschte Reaktion zu erzeugen.

Ruhr

Infektiöse Darmerkrankung mit heftigen, schleimigblutigen Durchfällen.

Sabbat

Auch *Schabbat* oder *Shabbat* genannt. Im Judentum der siebte Wochentag, ein Ruhetag, an dem keine Arbeit verrichtet werden soll. Er beginnt wie alle Tage im jüdischen Kalender am Abend und dauert von Sonnenuntergang am

Freitag bis zum Eintritt der Dunkelheit am folgenden Samstagabend.

Schma

Das Schma Jisrael (hebr. für «Höre, Israel!»), ist für religiöse Juden zentraler Bestandteil des täglichen Gebets.

Siebenbürgen

Auch *Transsilvanien* genannt, ein historisches und geografisches Gebiet im südlichen Karpatenraum mit einer wechselvollen Geschichte. Heute liegt Siebenbürgen im Zentrum Rumäniens.

Sonderkommando

Das Sonderkommando des KZs Auschwitz-Birkenau war ein besonderes Arbeitskommando. Es bestand aus jüdischen Häftlingen des Vernichtungslagers, die dazu gezwungen wurden, die Ermordung anderer Lagerinsassen vorzubereiten, sie auszuplündern und ihre Leichen abschliessend in den Krematorien des KZs Auschwitz zu verbrennen.

SS

Die Schutzstaffel der NSDAP (Abkürzung SS) wurde in der Weimarer Republik am 4. April 1925 als Sonderorganisation zunächst zum persönlichen Schutz Adolf Hitlers gegründet. Sie unterstand seit dem Reichsparteitag 1926 der Sturmabteilung (SA) und wurde nach dem vermeintlichen «Röhm-Putsch» 1934 zu einer eigenständigen paramilitärischen Organisation der NSDAP, die zugleich den parteiinternen «Polizeidienst» ausübte. In der Zeit des Nationalsozialismus war die SS massgeblich am Holocaust beteiligt und wurde nach 1945 als verbrecherische Organisation verboten.

Zyklon B

Ein Schädlingsbekämpfungsmittel mit dem Wirkstoff Blausäure (Cyanwasserstoff). Zwischen 1942 und 1944 wurde es im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau in grossem Umfang zum Massenmord benutzt. Die Bezeichnung für das Gift ist zu einem der Synonyme für die Technik und Systematik des Holocausts geworden.

Manfred Theisen
Ohne Fehl und Makel



ca. 288 Seiten, ISBN 978-3-570-40029-6

«Born heisst Brunnen. Und Brunnen bedeutet Leben. Aber in Wahrheit töten sie alles, was nicht so ist, wie sie es wollen...»

Fritz lebt in einem Lebensborn-Heim in Luxemburg, wo sein Vater leitender Arzt ist. Durch ihn weiss Fritz Bescheid: dass die Juden schlecht sind und die arische Rasse schnell vermehrt werden muss. Doch dann kommen ihm allmählich Zweifel, schliesslich ist seine grosse Liebe Maria ganz anderer Meinung. Als Aniela, Marias ältere Schwester, ihr behindertes Kind nach der Geburt abgeben soll, muss Fritz eine folgenschwere Entscheidung treffen ...

Marietta Moskin
Um ein Haar



288 Seiten

cbt 30212

Amsterdam, 1940. Für die 13-jährige Jüdin Rosemarie und ihre Familie beginnt eine Odyssee voller Schrecken: Immer zwischen Hoffen und Todesangst, werden sie in verschiedene Lager deportiert – bis sie eines Tages als Austauschjuden in die Schweiz ausreisen sollen. Ein bewegender autobiografischer Roman über ein noch wenig bekanntes Kapitel der Nazi-Herrschaft in Europa.